

Sezession

Karlheinz Weißmann
Intellektueller Verrat

Interview mit
Hans Mathias Kepplinger

Thorsten Hinz
Rechts ist noch Platz

Martin Lichtmesz
Traktat über die Vielfalt

Thomas Bargatzky
Ist Kultur schädlich?

41

April 2011
10 EURO
ISSN 1611-5910
www.sezession.de

Sezession

Herausgegeben vom
Institut für Staatspolitik (IfS)

Unter Mitarbeit von Wolfgang
Dvorak-Stocker, Ellen Kositzka,
Götz Kubitschek (verantwortlich),
Erik Lehnert und Karlheinz
Weißmann.

9. Jahrgang, April 2011,
Heft 41

Sezession erscheint im Februar,
April, Juni, August, Oktober und
Dezember. Der Preis für das
Einzelheft beträgt 10 € zzgl. Ver-
sandkosten. Wer Sezession für
mehr als lesenswert hält, kann ein
Förderabonnement (75 €/sechs Hef-
te) zeichnen. Das normale Jahres-
abonnement (sechs Hefte)
kostet 45 €, ermäßigt 30 € (junge
Leser in Ausbildung), jeweils inkl.
Versand. Auslandsabonnenten be-
zahlen zusätzlich 10,- € Porto im
Jahr. Wird das Abonnement nicht bis
zum 30. November gekündigt, ver-
längert es sich um ein weiteres Jahr.

Alle Rechte für sämtliche Artikel
im Heft vorbehalten. Für Anzeigen-
kunden gilt die Preisliste Nr. 8
vom März 2008.

Manuskripte sind stets willkom-
men und sollten für einen Kurzbei-
trag 8.500, für einen Grundlagen-
beitrag 14.500 Zeichen (inkl. Leer-
zeichen) umfassen.

Satz & Layout:
satz@sezession.de

Sezession
Rittergut Schnellroda
06268 Albersroda
Tel/Fax: (03 46 32) 9 09 42

redaktion@sezession.de
vertrieb@sezession.de
www.sezession.de

Postbank Leipzig
BLZ 860 100 90
Kto 913 644 908

ISSN 1611-5910

1 Editorial

Grundlagen

2 Philosophie schlägt Politik –
Über den mißachteten Spengler
Frank Lisson

6 Intellektueller Verrat
Karlheinz Weißmann

10 Betrachtungen über die Revolution
in Nordafrika
Manfred Kleine-Hartlage

14 Liberale Offenbarungseide
Peter Kuntze

20 Rechts ist noch Platz –
eine Literaturlücke
Thorsten Hinz

26 Kleiner Traktat über die Vielfalt
Martin Lichtmesz

32 Ist Kultur schädlich?
Thomas Bargatzky

Kurzbeiträge

36 Sarrazins Impuls und die
»Tabus bis zur Verlogenheit«
Gespräch mit Hans Mathias Kepplinger

40 Guttenberg, »Gorch Fock« und
die Frau als Soldat
Erik Lehnert

42 Hansjoachim von Rohr –
ein konservativer Kämpfer
Karlheinz Weißmann

Dienste

44 Rezensionen

54 Vermischtes

Motiv der Titelseite: Als Vorlage diente
der Einband des Buches *Wider die All-
Gemeinheiten* von Armin Mohler,
Krefeld 1981.

In der Mitte des Heftes finden Sie diesmal
Bildtafeln aus dem Buch *Nietzsche. Se
créer liberté* von Maximilien Le Roy und
Michel Onfray.

Informationen zu den Autoren in diesem
Heft auf Seite 13

Editorial

von Karlheinz Weißmann

Unsere Politik, die in Deutschland wie in der EU und der westlichen Welt überhaupt, ist seit den siebziger Jahren von einem prinzipiellen Optimismus bestimmt. Der erklärt sich einerseits aus dem Selbstverständnis der Technokraten, die meinen, jede denkbare Entwicklung unter Kontrolle zu haben, andererseits aus der Fortschrittsgläubigkeit der tonangebenden Kreise, die zwar sensibel reagieren auf den Nachrichtenwert von »Krisen« – ökologischen etwa –, aber ansonsten weder Staatsverschuldung noch fehlende Verteidigungsfähigkeit noch Masseneinwanderung als ernsthaftes Problem betrachten. Die allgemeine Überzeugung ist, daß man die laufenden Prozesse beherrsche, mit Expertenwissen, Aufklärung, gutem Zureden, Wirtschaftswachstum und permanenter Umverteilung.

Wahrscheinlich muß man die Festigkeit dieser Vorstellung psychologisch erklären, unter Hinweis darauf, daß zwei Weltkriege und Weltrevolutionen die Menschen im Zustand eines mehr oder weniger permanenten Ausnahmezustands gehalten hatten. Das 20. Jahrhundert war in der ersten Hälfte eine Epoche des Ernstfalls, in der die andauernde Bedrohtheit der Lebensumstände nicht nur zu einer umfassenden Politisierung geführt hat, sondern auch der Gedanke immer latent blieb, daß »die Russen kommen« oder ein »neues '33« drohe, daß »die fünfte Kolonne« das Land unterwandere und das Geld »nicht sicher« sei, daß Soldatentod, Vertreibung, Vergewaltigung, Flucht, Gefangenschaft, Folter, Enteignung zwar nicht zu den Alltags-, aber doch zu den möglichen, wenn nicht wahrscheinlichen Erfahrungen gehörten, die nicht nur einzelne, sondern alle betreffen können.

Deshalb ist wenig so signifikant wie die Karriere des Begriffs »Entspannung«, um den Einstellungswandel seit den sechziger Jahren zu kennzeichnen. Es ging dabei eben nicht nur um eine neue Art von Diplomatie, sondern um ein großes Ganzes, bei dem »mehr Demokratie wagen« (Willy Brandt) und »die Belastbarkeit des industriellen Systems erproben« (Helmut Schmidt) einhergingen mit Massenkonsum und Sexwelle, Infragestellung von Leistungsprinzip wie Autorität. »Entspannung« hatte etwas Erlösendes, nicht nur für die Jungen, denen Strenge in einer schönen, bunten, komfortablen Welt immer weniger einleuchten wollte, sondern auch für die Alten, deren Existenz bis dahin vor allem von »Spannung« gekennzeichnet war.

Die »Entspannung« hat den Ost-West-Gegensatz allerdings nicht aufheben können, und die Spaltung des alten Kontinents trug immer dafür Sorge, daß nicht alles aus den Fugen geriet. Erst nach dem Kollaps des Sowjetblocks schien es so, als ob tatsächlich das Goldene Zeitalter allgemeiner Friedlichkeit, allgemeiner Kommunikation und allgemeinen Wohlstands anbreche. »Neoliberalismus« war eine Chiffre, nicht nur für die Möglichkeit, sich zu bereichern, sondern auch für die Erwartung, daß die »Entspannung« eine allgemeine würde. Die »neue Weltordnung« wollte man unbedingt am Normalfall ausrichten, der Ernstfall war in der »Weltinnenpolitik« nicht vorgesehen.

Zwar gab es einzelne Warner, die nicht nur auf die Unmöglichkeit hinwiesen, den westlichen Lebensstandard im universalen Maßstab zu verwirklichen, sondern auch auf die Endlichkeit der Ressourcen überhaupt, die Gefahren des demographischen Ungleichgewichts zwischen Erster, Zweiter und Dritter Welt, oder auf die Unkalkulierbarkeit ideologischer Strömungen in einer globalisierten Welt. Aber erst jetzt gewinnen die Gefahren, von denen sie sprachen, deutlichere Konturen. Die Unruhen in Nordafrika, die Destabilisierung der Währungsunion, die Umweltkatastrophe in Japan versucht man zwar auf die gewohnte Weise zu bewältigen, aber es wachsen doch die Zweifel an der Brauchbarkeit der Verfahren. Politik und Wirtschaft einerseits, die Natur andererseits behalten etwas Unkalkulierbares, der Ernstfall läßt sich niemals endgültig bannen, ist der *cas réel* – »der wirkliche Fall« (Rüdiger Altman), auf den es ankommt, auf den man sich immer einstellen muß.

Philosophie schlägt Politik – Über den mißachteten Spengler

von Frank Lisson

Oft ist es die Komplexität eines Dichters oder Philosophen, seine Unentschiedenheit, die verhindert, daß er und sein Werk als *Ganzes* wahrgenommen werden. Denn der Leser sucht in einem Dichter oder Philosophen naturgemäß das, was ihm selber ähnelt. Das gilt besonders für den politischen Leser: dieser *scannt* einen Text zumeist mehr, als daß er ihn wirklich *liest*. Doch gerade Dichter und Philosophen wollen – vielleicht dringender als alle anderen Autoren – nicht bloß auf eine bestimmte Weltanschauung hin abgesucht, sondern gründlich und gut gelesen werden, »das heißt langsam, tief, rück- und vorsichtig, mit Hintergedanken, mit offen gelassenen Türen, mit zarten Fingern und Augen lesen«, wie Nietzsche in der *Morgenröte* sagt.

Gewöhnlich sind es die gemeinsamen *Gegner*, die den politischen und den philosophischen Menschen zusammenbringen. Dabei übersieht aber gerade der politische Mensch gern die Komplexität des Denkens eines Dichters oder Philosophen, um ihn leichter kategorisieren und somit leichter *vereinnahmen* oder *verurteilen* zu können. So ordnet die politische Rechte Spengler und sogar Nietzsche oder George dem eigenen Spektrum zu, etwa dem der »Konservativen Revolution«, während die politische Linke in diesen Dichtern und Philosophen lange »geistige Vorbereiter des Nationalsozialismus« sehen wollte und, im Fall Spenglers, bis heute immer noch sehen will. Doch hätte keiner der drei *sich selbst* je einem Lager zugerechnet oder sich gar von irgendeiner politischen Richtung oder Partei verpflichten lassen. Als Spengler 1934 hörte, es solle in seinem Namen eine Vereinigung gegründet werden, reagierte er äußerst ablehnend: »Ich würde es nicht ertragen, in dieser Weise der Mittelpunkt einer Gesellschaft zu sein. ... Alle diese halbdemokratischen Organisationen kompromittieren nur den Namen, mit dem sie sich verzieren.« Und als er bemerkte, daß die Philosophie Nietzsches für politische Zwecke verfälscht und umgedeutet wurde, schied er im Oktober 1935 aus dem Vorstand des Nietzschearchivs aus: »Entweder man pflegt die Philosophie Nietzsches, oder die des Nietzschearchivs, und wenn beide sich in dem Grade widersprechen, wie es der Fall ist, muß man sich entscheiden.«

Die Komplexität eines Dichters oder Philosophen zeigt sich in seiner Fragestellung und in der Weite der Themen, die er bearbeitet. Nicht selten führt das zu inneren Widersprüchen. Denn die philosophische, wie überhaupt alle Kreativität, ergibt sich erst aus dem Umstand, gegensätzliche Leidenschaften und Neigungen in sich zu vereinen. Manfred Schröter, neben Anton Mirko Koktanek der beste Kenner Spenglers, weist in seinem Buch *Metaphysik des Untergangs* auf die »vier verschiedenen Seiten« im Werk und in der Begabung Spenglers hin, die zum Teil miteinander unvereinbar scheinen und dadurch den Zugang zum Werk erschweren: »Seine *Metaphysik*, d.h. sein Suchen nach einem letzten metaphysischen Erklärungsgrund des rätselhaften Kulturphänomens an sich, das als das Urgeheimnis hinter seinem ganzen Denken stand – seine *Kulturmorphologie*, d.h. seine Anordnung und Erscheinungslehre dieser unermesslichen Gestaltenfülle der verschiedenen Kulturen unserer Erde, die sein Geist mit unvergleichlicher Anschauungskraft umspannte – seine *Geschichtsphilosophie*, d.h. seine Deutung und Vorausschau auf Gegenwart und Zukunft des ablaufenden Prozesses ... – und zuletzt sein *politisches Schrifttum*, d.h. sein Versuch, auf diese Gegenwart unmittelbar, warnend und mahnend, einzuwirken.« – Nicht zufällig rangiert das Politische erst an letzter Stelle. Tatsächlich fühlte sich Spengler zu politischen Stellungnahmen mehr gedrängt als hingezogen, während er *Metaphysik*, *Kulturmorphologie* und *Geschichtsphilosophie* wirklich aus Leidenschaft betrieb. Im Juli 1933 gestand er seiner Schwester: »Alle meine politischen Sachen haben mir keinen Spaß gemacht. Das Philosophische, *das* ist mein Feld.«

Manfred Schröter: *Metaphysik des Untergangs*, München 1949.

Deshalb äußerte sich Spengler nur dann politisch, wenn es ihm aus geschichtsphilosophischer Sicht notwendig erschien, also in den Augenblicken nationaler Umbrüche und Krisen: 1918/1919 (*Preußentum und Sozialismus*), als die »Novemberrevolution« den Aristokraten und politischen Ästheten schockierte; 1923/1924 (*Politische Pflichten der deutschen Jugend, Neubau des Deutschen Reiches*), als Inflation, Ruhrkampf und Hitlers Putschversuch in München den an Wirtschaftsfragen sehr interessierten Gegner der Weimarer Republik zur Stellungnahme zwangen; 1932/1933 (*Jahre der Entscheidung*), als sich das Ende der Republik abzeichnete. Und obwohl Spengler nachdrücklich dazu aufforderte, nüchtern und realistisch in die Welt zu sehen, sind alle seine politischen Schriften von einem unterdrückten romantischen Idealismus durchzogen und geprägt, der diese mit viel Verve verfaßten Bücher zwar kraftvoll schildern läßt, sie aber bei genauerer Betrachtung für die politische Praxis unbrauchbar macht.

Denn insgesamt waren Spenglers politische Ansichten erstaunlich naiv, und seine Pläne, auf die Wirtschaft oder auf das Zeitungswesen einzuwirken, schlechterdings weltfremd. Es sind die Ansichten eines kaltverschämten Theoretikers, eines verhinderten Tatmenschen und Stubengelehrten, den es an allen möglichen Erfahrungen fehlte, um zu einem *realen* politischen und sozialen Verständnis zu gelangen: weder war Spengler länger berufstätig, noch jemals verheiratet, noch Kriegsteilnehmer oder sonst wie vom Leben in die Pflicht genommen, kurz: er stand nicht im Leben, sondern darüber. Das zeigt sich auch in seiner Verklärung des italienischen Faschismus und der Person Mussolinis, wenn er sich in der für ihn geradezu typischen Mischung aus Überlegenheit und Naivität in einem Brief vom 27. Oktober 1935 zum Abessinienkrieg äußert: »Mir scheint, daß Mussolini die ruhige staatsmännische Überlegenheit seiner ersten Jahre verloren hat, sonst wäre er nicht in ein so übles und für Italien unter allen Umständen verhängnisvolles Abenteuer hineingeraten.« Ferner bewies Spengler wenig Sinn für das *Tatsächliche* des Weltgeschehens, als er, wie mancher seiner verträumten Zeitgenossen, sich von Rußland her eine »Kulturerneuerung« erhoffte, und zugleich die Bedeutung der aufsteigenden Weltmacht USA völlig unterschätzte. Entsprechend kühl kam Georg Escherich, Forstrat, Politiker und guter Bekannter Spenglers, bereits 1922 zu dem Urteil: »Oswald Spengler glaubt gut orientiert zu sein, ist es aber nicht.«

Detlev Felken: *Oswald Spengler. Konservativer Denker zwischen Kaiserreich und Diktatur*, München 1988.

Wo Spengler politisch wurde, dachte er immer mehr *metapolitisch* als konkret. Er war kein Taktierer. Vielmehr wollte er die großen Zusammenhänge, das Wesen der Geschichte erschauen. Politik bedeutete für ihn letztlich praktische Anthropologie, was am deutlichsten in seiner biopolitisch schlichten Ausgangsposition erkennbar wird, wonach der Um-



Ex libris von
Oswald Spengler

Anton Mirko Koktanek:
Einleitung, zu: *Frühzeit
der Weltgeschichte*,
München 1966.

Oswald Spengler: *Eis
beauten*, neu hg. als
Ich beneide jeden,
der lebt von Gilbert Merlio,
Düsseldorf 2007.

Anton Mirko Koktanek:
Zum Nachlaß Oswald
Spenglers, in: *Der
Aquädukt*, München 1963.

stand, »daß er ein Raubtier« sei, »dem Typus Mensch einen hohen Rang« gebe.

Treffend hat Detlev Felken beschrieben, worauf es Spengler in seinem politischen Denken eigentlich ankam, nämlich auf die *Desillusionierung* der Zeitgenossen, die in der unaufhaltsamen Demokratisierung der Welt einen echten Fortschritt für die Freiheit des Menschen erkennen wollten: »Spenglers sehr moderne Kritik an einer pseudopluralistischen Meinungsfreiheit, die selbst Adornos Beifall fand, basierte wie so viele seiner politischen Argumente auf der grundlegenden Überzeugung, daß die Demokratie unfähig sei, sich vor dem Mißbrauch ihrer Freiheiten zu schützen. Das parlamentarische System degeneriere zu einer nützlichen Fassade, hinter deren Rücken sich in Wahrheit diktatorische Machtkämpfe abspielten.«

Als Geistesaristokrat verabscheute Spengler natürlich sämtliche Nivellierungsbestrebungen; echte Tagespolitik aber lag ihm fern. Denn er interessierte sich kaum für seine Mitmenschen. Auch wenn Spengler die Politik genauer wahrnahm als die Kunst, Philosophie oder Literatur, blieb ihm die Gegenwart doch fremd. »Meine Zeit ist das Rokoko; da bin ich zuhause.« Er schätzte ein paar Gelehrte, vor allem Althistoriker wie Hans Erich Stier oder Franz Altheim, bewunderte aber nur einen einzigen Zeitgenossen wirklich: Eduard Meyer. Als dieser 1930 starb, fühlte sich Spengler mehr denn je allein unter lauter »Larven«.

Daher überrascht es nicht, daß Spengler nie Kontakt zu den großen politischen Denkern oder Staatsrechtlern seiner Zeit, wie etwa zu Carl Schmitt, oder auch nur zu irgendeiner anderen Persönlichkeit aus dem Umfeld der »Konservativen Revolution« suchte. Zwar traf er in Berlin einmal auf Moeller van den Bruck, mit dem es zu einer längeren Diskussion gekommen sein soll, auch Edgar Julius Jung suchte Kontakt, aber so gut wie nie ging der Impuls von Spengler aus. Allein Ernst Jünger gegenüber wurde er selber initiativ, wünschte bei Gelegenheit ein Gespräch. Doch die vereinzelten, kurzen Briefe zeigten, wie verschieden man dachte.

Dennoch überlagert bis heute der politische Schriftsteller den Philosophen, da sogar der *Untergang des Abendlandes* zum politischen Schlagwort wurde. Das hatte zur Folge, daß der umfangreiche Nachlaß Spenglers, aus dem vor allem der Psychologe, Metaphysiker, Paläontologe und Anthropologe spricht, fast gänzlich unbeachtet blieb. Dabei enthalten die beiden von Koktanek 1965/1966 sorgfältig herausgegebenen Werke *Urfragen* und *Frühzeit der Weltgeschichte* das philosophische Vermächtnis Spenglers und die Grundlagen zu seinem eigentlichen Haupt- und Lebenswerk, das nicht mehr zustande kam. Spengler allein nach seinen politischen Schriften (oder den darin enthaltenen Aperçus bzw. polemischen Kraftausdrücken) und dem bis heute notorisch mißverstandenen Schlagwort vom *Untergang des Abendlandes* zu beurteilen, heißt, ihn auf Unfertiges, Unreifes, ja sogar auf Nebensächliches zu reduzieren. Denn der sich entwickelnde, an sich wachsende, noch einmal deutlich tiefer schürfende Kulturphilosoph von erstaunlicher Originalität und geistiger Eigenständigkeit zeigt sich in den Nachlaßbänden, in denen manche frühere Aussagen revidiert werden. So nahm Spengler bereits Ende der 1920er Jahre Abstand von den Begriffen und den damit einhergehenden Auffassungen der »Kulturmorphologie« und »Kulturkreislehre«, denen er einstmals in Übereinstimmung mit Leo Frobenius anhing. Am 5. April 1936 schrieb er an Spranger: »Ich habe mein Buch eine Morphologie der Weltgeschichte genannt, weil es mir auf lebendige Abläufe und nicht auf Schichten zufällig erhaltener Dinge ankommt. Kultur ist für mich eine innere Form geschichtlichen Werdens und nicht eine Summe von ähnlichen Gegenständen. Wenn

man das biologisch nennt, so gilt das doch auch von der Anschauung Goethes. Es ist aber nicht die materialistische Biologie des Zeitalters Darwins, von der die Kulturkreislehre ursprünglich ausgegangen ist, sondern eine Metaphysik des Lebens, die der materiellen Außenseite sehr skeptisch gegenübersteht.«

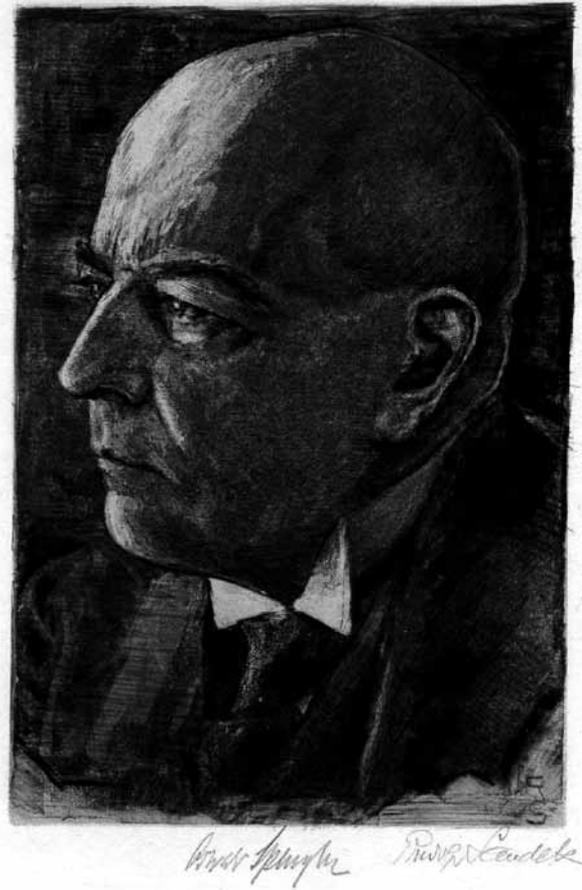
Konsequenterweise läßt er auch seine Theorie von den Kulturen als »fensterlose Monaden« fallen und betont stattdessen den Prozeß des Werdens im Zufälligen, das »Seelische« geschichtlicher Vorgänge. Koktanek: »Innerhalb der Wissenschaft wirkt Spengler aber nicht nur als poetischer Gegentyp herausfordernd. Er liebt es zu widersprechen. Bewundernswert ist seine Kraft, nachdenklich zu machen. Er fordert auf, scheinbar Festes, weil Überliefertes zu überprüfen, Augen und Ohren zu gebrauchen.«

Tatsächlich läßt sich Spengler mehr von seiner *Intuition* leiten als von den gängigen Überzeugungen: »Was und wie ein Denker denkt – das ist die eine Frage. Aber warum gerade er so denkt, ist wichtiger.« Oder: »Religion ist ursprünglich Handlung, nicht Glaube. Erst aus der Technik entwickelt sich die Theorie.« Oder: »Ein Volk ist immer die Einheit einer Idee.«

Die Eigenschaft des »Wachseins«, die nun ins Zentrum seines Denkens rückt, öffnet weitreichende philosophische Perspektiven innerhalb seiner Universalpoesie geschichtlicher Vorgänge. Dem Logos, dem logischen Denken, ging das Symbol, das analogische Denken voraus. Die Welt wird bildhaft erdacht und also *erschaut*. Das »Auge« ist das Zentralorgan des Denkens, auch für Spengler selbst: »Ich sehe weiter als andere«, betont er. Und: »Ich habe als Mitgift für das Leben den *Blick* bekommen. Das – wenn ich das Wort gebrauchen darf – geniale Schauen, Zuschauen; Tätigkeit verengt den Blick. Auch Napoleon war zuletzt Fachmann geworden. Dieser *Blick* ist die eigentlich philosophische Gabe. Philosophische Fachwissenschaft ist philosophischer Unsinn.«

Die große Geschichtswissenschaft sei überhaupt keine Wissenschaft, »sondern eine Kunst, *schöpferische Dichtung*, Verschmelzung der Seele des Schauenden mit der Seele der Welt«, wie es in dem Fragment *Zur Weltgeschichte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends* von 1935 heißt.

Die Statik des alten Modells – für die noch heute sein Name steht – gilt nicht mehr, alles gerät in Bewegung, wird in viel größeren, offeneren Zusammenhängen gesehen. Die metaphysische Anthropologie, die Spengler in *Urfragen* und *Frühzeit der Weltgeschichte* entwirft, geht weit über das starr konstruierte Geschichtsbild des frühen Hauptwerks hinaus. Die acht »Kulturen« verlieren ihre Exklusivität und werden nun als *Hochkulturen* den Vor- und Frühkulturen gegenübergestellt. Folglich konnte, wie Koktanek bemerkt, »Spengler in der Konsequenz dieses Denkens die im »Untergang« so schroff behauptete Diskontinuität der Kulturen, die Voraussetzung ihrer morphologischen Vergleichbarkeit und der Prognostik, nicht aufrechterhalten: Renaissancen, Rezeptionen, Einflüssen, Zusammenhänge zwischen den Hochkulturen wie zwischen den früheren und späteren Stadien werden zugegeben.« – Damit hat Spengler die zentrale These seines frühen Hauptwerks selbst widerlegt, fand aber keine Gelegenheit mehr, seine veränderte Sicht auf die Dinge zu verbreiten. Wäre er nur zehn Jahre älter geworden und vielleicht doch noch ins Exil gegangen, womöglich ließe er sich heute nicht so leicht kategorisieren und auf wenige Begriffe bringen. Zwar besteht immer die Möglichkeit, genauer hinzusehen und auch Denker wie Oswald Spengler jenseits der ihn umfangenden Klischees zu entdecken – aber welcher – zumal politische – Mensch ist schon dazu bereit, einmal gefaßte, allzu bequeme und das eigene Weltbild stabilisierende Urteile zu überprüfen und gegebenenfalls zu revidieren?



Porträt von Rudolf Saudek, Aquatinta, 1923.

Bibliographie:

Urfragen. Fragmente aus dem Nachlaß, Unter Mitwirkung von Manfred Schröter, hrsg. von Anton Mirko Koktanek, München 1965.

Frühzeit der Weltgeschichte. Fragmente aus dem Nachlaß. Unter Mitwirkung von Manfred Schröter, hrsg. von Anton Mirko Koktanek, München 1966.

Briefe 1913–1936, In Zusammenarbeit mit Manfred Schröter, hrsg. von Anton M. Koktanek, München 1963.

Der Mensch und die Technik. Beitrag zu einer Philosophie des Lebens, München 1931.

Reden und Aufsätze, München 1937.

Ich beneide jeden, der lebt. Die Aufzeichnungen »Eis heauton« aus dem Nachlaß, hrsg. von Gilbert Merlio, Düsseldorf 2007.

Intellektueller Verrat

von Karlheinz Weißmann

Wenn man die Entwicklung der Kontroverse über Recht oder Unrecht der Islamkritik auf ihren Kern prüft, findet man wenig Substanz. Der Erfolg von Patrick Bahners Buch *Die Panikmacher* spricht nicht dagegen, eher dafür. Was bleibt, ist der erstaunliche Sachverhalt, daß der Feuilletonchef der einflußreichsten bürgerlichen Zeitung ein ausgesprochen konventionelles Weltbild hat und sich seine politischen Urteile – abgesehen vom grundsätzlichen Wohlwollen für die Religion – im Bereich des linksliberalen *mainstream* bewegen. Bahners pflegt zwar eine kritische Attitüde angesichts der »homogenisierten nationalen Öffentlichkeit« und dem Popularitätsdiktat des Fernsehens, kultiviert weiter seine Neigung zum Verqueren und Gesuchten in der Argumentation, aber trotzdem ist das, was er vorträgt, stereotyp: erwartbar, politisch-korrekt, darauf aus, zu gefallen, nicht jedermann, gerade nicht dem Abonnenten seines Blattes, aber seiner *peer group*. Das heißt er folgt dem Bedürfnis des Intellektuellen nach Anerkennung durch seinesgleichen.

Besonders deutlich wird das an dem Interview, das Bahners Mitte Februar der *Zeit* gegeben hat. Angesprochen auf seine Kontrahenten – insbesondere Thilo Sarrazin –, äußerte er da, daß es heute »tatsächlich seriöse Anschlussmöglichkeiten für einen nationalistischen Diskurs« gebe, und: »... was man in den neunziger Jahren ›Extremismus der Mitte‹ nannte, das beschreibt die bürgerliche Begeisterung für Sarrazin sehr genau. Zwar gab es damals Ausländerfeindlichkeit – mit vielen Todesopfern –, aber es fehlte die intellektuelle Anschlussfähigkeit. Das ist heute anders. Es gibt wieder ein starkes Interesse an ›Wir-hier-die-da-Unterscheidungen‹. Wir Deutschen hier, die Fremden da.«

Bahners deutet die aktuelle Auseinandersetzung über Islam und Integrationsfehlschlag als Etappe im ewigen Kampf zwischen Aufklärung und Obskurantismus, meint, daß gegen die Dunkelmänner und -frauen die Vernunft zu Gehör gebracht werden muß, Humanität gegen Vorurteil, Wohlwollen gegen Angst, Besonnenheit gegen »Panikmache«. Bemerkenswert daran ist eigentlich nur der Hinweis auf die innere Heterogenität und Ge-

»Lust an der Herabsetzung«. Thomas Assheuer und Ijoma Mangold im Interview mit Patrick Bahners, in: *Die Zeit* vom 17. Februar 2011.

geschlossenheit der Phalanx der Islamkritiker. Tatsächlich muß man die Frage stellen, was ein Arnulf Baring mit Alice Schwarzer zu tun hat, was ein Udo Ulfkotte mit Henryk M. Broder, was eine Necla Kelek mit Peter Sloterdijk?

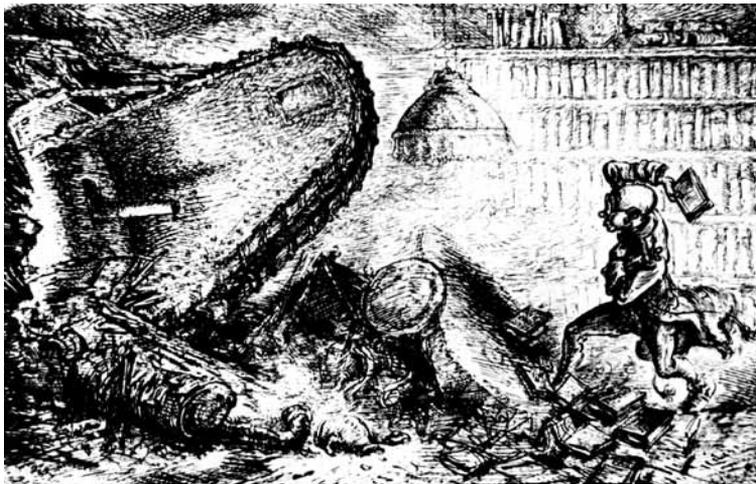
Zwar gibt es je individuelle Motive, von später Einsicht bis zu persönlicher Betroffenheit, aber wichtiger als das ist die Tatsache, daß eine jener Generaldebatten stattfindet, die immer auch dazu führen, daß die Grenzen der Meinungslager in Auflösung geraten, alte Loyalitäten zerfallen und sich neue Allianzen bilden. Heute führt das dazu, daß linke Feministinnen mit Bürgerlichen, rechte Sozialdemokraten mit politischen Freischärlern, Christen mit säkularen Juden und Moslems eine Front bilden, weil sie einen gemeinsamen Feind sehen – in diesem Fall den Islamismus, oder eigentlich schon: den Islam, der ein politisches Mitspracherecht verlangt.

Das klassische Modell einer solchen Umgruppierung war die Dreyfus-Affäre im Frankreich des frühen 20. Jahrhunderts. Dabei ging es nur oberflächlich um die Schuld eines Offiziers jüdischer Herkunft, im Grunde um die Frage, ob diejenigen siegen würden, die sich als Antipatrioten, Universalisten und Republikaner betrachteten, oder diejenigen, die sich als Patrioten, Identitäre und Franzosen verstanden. Die Tatsache, daß in den Reihen der zweiten – vereinfacht: der rechten – Partei viele französische Intellektuelle versammelt waren, hat in der ersten – vereinfacht: der linken – für große Unruhe gesorgt. Denn solange man hoffen konnte, es nur mit einer ignoranten Masse zu tun zu haben, durfte man sich seiner Sache sicher sein. Unter den gegebenen Umständen aber stand man vor dem Dilemma, daß die Rationalität und die europäische Geistestradi- tion, sogar die Berufung auf Revolution und Nation auch von der Gegenseite in Anspruch genommen werden konnte.

Der Konflikt kam in der Zeit des Ersten Weltkriegs zum Schweigen, flammte dann aber wieder auf, verschärft durch die globalen ideologischen Auseinandersetzungen der zwanziger und dreißiger Jahre. Die Irritation der Linken und des *juste milieu* darüber, daß die historische Entwicklung nicht einfach in ihre Richtung ging, zeigte deutlich Julien Bendas 1927 erschienenes Buch *La trahison des clercs* – zu deutsch: »Der Verrat der Intellektuellen«. Benda war zu dem Zeitpunkt schon ein älterer Herr mit einem gewissen Renommee in der Philosophie, aber auch ein typisches Produkt der Dritten Republik, das heißt ein Doktrinär, dem es um den Nachweis ging, daß es für den Intellektuellen die Sünde wider den Geist sei, wenn er sich von der aufklärerischen Tradition abwende. Er kritisierte mit Nachdruck jene Autoren der Rechten, die der Überzeugung waren, daß es so etwas wie eine Legitimität des Partikularen gebe, daß das Volk mit gutem Grund verlange, daß man seine Überlieferung und sein Herkommen achte, daß man sich für sein So-Sein als Franzose in Frankreich nicht rechtfertigen müsse. Für Benda war das nichts anderes als »Irrationalismus«.

Bahners ist an diesem Punkt etwas zurückhaltender. Er teilt nicht Bendas Glaubensfeindlichkeit. Aber ansonsten folgt er dessen Muster, wenn er die Warnungen vor Landnahme und *taqiyya* (der religiös erlaubten Verstellung) für alarmistisch hält, und den Islamkritikern vorwirft, daß sie die Deutschen verhetzen, indem sie ihnen Argumente zur Verfügung stellen, um auf eine »anschlußfähige« Art, ihre Identität zu verteidigen. Denn Bahners überträgt seine Sympathie für die Muslime als solche und deren »etwas trotzigem Willen, auf einem Leben nach den eigenen Regeln zu beharren«, ausdrücklich nicht auf seine Landsleute. Sie ist nur im formalen Sinn konservativ, tatsächlich geht es um die Haltung desjenigen, der das Fremde als ein exotisches genießen möchte, während er Modernitätsverweigerung im eigenen Haus als bedenklichen Mangel betrachtet.

Zu erklären ist das mit der typischen intellektuellen Gönnerhaftigkeit, typisch vor allem für den Linksintellektuellen, der insgeheim darauf wartet, daß die Massen endlich zu sich selbst kommen – das heißt seine



Der deutsche Mitteleuropäer – »Ich zerschmettere Euch mit meinen Ideen über die großen Möglichkeiten zu einer neuen, besseren und friedenssichernden Ordnung Europas«, Lithographie von A. Paul Weber, 1932

Julien Benda: Der Verrat der Intellektuellen, zuletzt Frankfurt a.M. 1988.

Erkenntnis annehmen – und bis dahin notgedrungen oder lustvoll Erzieherfunktionen ausübt. Der Rechtsintellektuelle empfindet dagegen einen ausgeprägten Widerwillen. Denn er weiß um den nihilistischen Zug jeder massenhaften Aufklärung. Das feilt ihn gegen die Annahme, daß unsere Gattung oder auch nur größere Teile dahin gebracht werden können, sich durchgängig vernünftig zu verhalten. Er wittert außerdem den Machtanspruch des Aufklärers, seine »böartige Menschenliebe« (Edmund Burke) und erinnert an all die Fälle, in denen der »Freund der Menschheit mit seinen unzuverlässigen Moralgrundsätzen der Verschlinger der Menschheit« (Fjodor M. Dostojewski) wurde.

Es mag sein, daß der Konservative zuerst von einer Stimmung geleitet wird, dem Wunsch, die Vergangenheit zu rächen, aber seine Wertschätzung für das Gewachsene, die Tradition, das Konkrete erklärt sich doch wesentlich daraus, daß er sie als Widerlager gegen die zerstörerische Kraft des Wandels betrachtet. Er leugnet diesen Wandel nicht und auch nicht dessen Notwendigkeit, sorgt sich aber darum, den Menschen ihre Bindung zu erhalten. Nicht irgendeine »Ligatur« (Ralf Dahrendorf), sondern die an eine konkrete Ordnung, Teil jenes Ganzen, das unwandelbar bleibt.

Der Rechtsintellektuelle beansprucht damit kein Wissen vom Ziel der Menschheitsentwicklung und verwirft die Utopie, seine systematischen Neigungen sind immer schwächer als die des Linksintellektuellen, aber selbstverständlich hat er eine Theorie, verstanden im Sinne des griechischen *theoria*, was soviel wie »Anschauung« heißt, und seine Überzeugungen sind sicher die Konsequenz eines intellektuellen Aktes. Trotzdem gibt es auf dieser Seite des politischen Spektrums einen spezifischen »Antiintellektualismus«, einen Widerwillen gegen die »Priesterherrschaft« der »Sinnvermittler«, von der Helmut Schelsky sprach, gegen die »Mundwerksburschen«, wie sie Arnold Gehlen bezeichnete, oder Josef Schumpeter, der das Kernproblem so zusammenfaßte, daß Intellektuelle Menschen sind, »die die Macht des gesprochenen und des geschriebenen Wortes handhaben; und eine Eigentümlichkeit, die sie von anderen Leuten, die das gleich tun, unterscheidet, ist das Fehlen einer direkten Verantwortlichkeit für praktische Dinge«.

Treffender als Sarrazin kann man die Schwäche von Bahners Position kaum charakterisieren. Er sprach in einer das Grundsätzliche berührenden Besprechung der *Panikmacher* von Bahners als einem, »der in der ausländer- und gewerbefreien Bonner Südstadt im Einfamilienhaus aufwuchs, im fußläufig entfernten Bonner Beethovengymnasium zur Schule ging, sodann in Bonn und Oxford studierte und anschließend, im Alter von 22 Jahren, der Redaktion der *F.A.Z.* beitrug. Von den Stürmen des Lebens ist Bahners wahrlich verschont geblieben«.

Daher rührt die Abstraktheit seines Liberalismus, dessen »Religionsfreundlichkeit« auch nichts damit zu tun hat, die faktische Pluralität der Lebensformen gegenüber der Regelungswut des Staates zu verteidigen, sondern zurückgeht auf das Absehen von der konkreten Lage. Daß die sich zuspitzt, hat Bahners wohl begriffen, aber er fürchtet nicht den »molekularen Bürgerkrieg« (Hans Magnus Enzensberger), sondern die Widerlegung seiner intellektuellen Position. Die »Entzivilisierung«, die ihm schwant, hat nichts zu tun mit dem Angriff des Morgen- auf das Abendland, verfehlter Einwanderungspolitik, demographischem Kollaps, Umkippen von Stadtvierteln, Inländerfeindlichkeit und Analphabetisierung der Unterschicht, sondern mit der mangelnden Bereitschaft zur deutschen Selbstaufgabe und dem Willen einiger, sich der Auflösung entgegenzustemmen.

Daß er diese Auflösung faktisch befürwortet und jetzt schon auf die Seite der künftigen Sieger treten möchte, würde Bahners bestreiten. Aber das ist nicht von Belang. Er folgt nur seinen vielen Vorläufern, die sich auch nicht halten konnten auf dem schmalen Grad zwischen den Alternativen. Die »Wir-hier-die-da-Unterscheidungen«, von denen Bahners spricht und die ihm so widerwärtig sind, erklären sich eben nicht aus einem mehr oder minder pathologischen »Interesse«, sondern aus einer politischen Lage. Wenn die sich zuspitzt – und die Intensität der Debatte, die Sarrazin angestoßen hat, spricht dafür –, dann kommt man um eine Parteinahme nicht herum. Dann geht es zuletzt und im ernst nicht mehr um intellektuelle Spiegelfechtereien. Julien Benda, der Mahner und Aufklärer, der Verfechter der Rationalität und des Diskurses, ist ein gutes Beispiel für das Gemeinte. Der glühende Antifaschist und Kritiker der Rechten endete als Anhänger des Kommunismus und Verehrer Stalins.

Arnold Gehlen: *Moral und Hypermoral. Eine pluralistische Ethik*, zuletzt Frankfurt a. M. 2004.

Josef Schumpeter: *Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie*, zuletzt Tübingen 2005.

Thilo Sarrazin: »Erdogans Ghostwriter«, in: *FAZ*, vom 19. Februar 2011

Hans Magnus Enzensberger: *Aussichten auf den Bürgerkrieg*, Frankfurt a. M. 1993.

KRIEGSGESCHICHTE



ISBN
978-3-902475-72-5
Guntram Schulze-
Wegener
**ILLUSTRIERTE DEUT-
SCHE KRIEGS-
GESCHICHTE**
Von den Anfängen
bis heute
350 Seiten, zahlr.
S/W-Abbildungen,
Hardcover
€ 39,90

„Der Krieg ist der Vater aller Dinge“ – die Gültigkeit dieses Satzes des griechischen Philosophen Heraklit zeigt sich auch bei der Lektüre

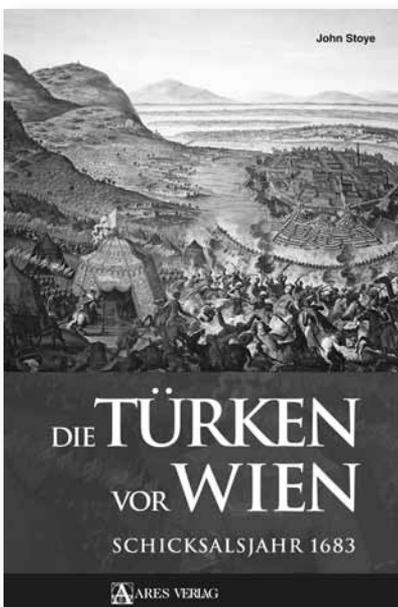
der „Illustrierten deutschen Kriegsgeschichte“ des Militärhistorikers Guntram Schulze-Wegener. Mehr als 2.000 Jahre Militärgeschichte von den Germanen über das Mittelalter bis hin zu den Weltkriegen und der Bundeswehr hat der Autor prägnant beschrieben. Durch die umfangreiche Illustration mit Zeichnungen und Karten, Schlachtengemälden und seltenen Fotos wurde nicht nur ein lesenswertes, sondern auch ein ausgesprochen anschauliches Werk deutscher Kriegsgeschichte vorgelegt. Ein Kompendium, das man nicht mehr aus der Hand legen kann!



ISBN
978-3-902475-85-5
Helmut Roewer
**DIE ROTE KAPELLE
UND ANDERE
GEHEIMDIENST-
MYTHEN**
Spionage zwischen
Deutschland und
Russland im Zweiten
Weltkrieg 1941-1945
472 Seiten, S/W-
Abbildungen, Hc.
€ 24,90

Die Agentengruppe der „Roten Kapelle“ gehört zu den wohl bedeutendsten Spionagenetzwerken

des Zweiten Weltkriegs. Doch nach den Forschungen und Quellenstudien von Roewer müssen einige verbreitete Irrtümer berichtigt werden. So beleuchtet Roewer die unzutreffende Annahme Stalins, dass Hitler im Sommer 1941 (noch) nicht angreifen werde, und untersucht, inwieweit die Kriegführung beider Seiten – der deutschen wie der sowjetischen – durch sowjetische Spionagenetze wie der „Roten Kapelle“ wirklich beeinflusst wurde. War die Rolle der Spionageplätze Schweiz und Schweden sowie der dorthin liefernden Agenten aus dem „Führerhauptquartier“ tatsächlich kriegsentscheidend? Ein spannendes Buch und ein unentbehrliches Werk zur Geschichte der Spionage im Zweiten Weltkrieg!



ISBN
978-3-902475-87-9
John Stoye
**DIE TÜRKEN
VOR WIEN**
Schicksalsjahr 1683
280 Seiten, Farb-
und S/W-Abbil-
dungen, Hardcover
€ 19,90

1683 spielte sich vor den Toren Wiens eine der dramatischsten Schlachten im Kampf um die Vorherrschaft der Osmanen über das südöstliche Europa ab.

Erst durch die Niederlage des weit über 100.000 Mann zählenden türkischen Heeres vor Wien konnte in den folgenden Jahren ganz Ungarn mit dem heute rumänischen Siebenbürgen und Kroatien von der türkischen Herrschaft befreit werden. Illustriert mit zahlreichen historischen Abbildungen und Fotos von vielem, das noch im heutigen Wien an diese Schicksalsstunde erinnert, liefert das Buch eine glänzend geschriebene Darstellung der Ereignisse.



ISBN
978-3-902475-89-3
Georg Reichlin-
Meldegg
**DES KAISERS
PRINZ EUGEN?
Feldmarschall
Hermann Baron
Kövess von
Kövessháza.**
Der letzte Ober-
kommandant der
k. u. k.-Armee im
Ersten Weltkrieg
288 Seiten, S/W-
Abbildungen, Hc.
€ 29,90

Der deutsche Generalfeldmarschall von Mackensen sah in ihm einen „neuen

Prinz Eugen“: Erstmals liegt eine gedruckte Biografie des Feldmarschalls Hermann Kövess von Kövessháza vor, des letzten Armeeoberkommandanten der Donaumonarchie. 1915 gelingt ihm die Eroberung Belgrads, 1916 sorgt er für die Kapitulation Montenegros und stößt bis nach Albanien vor. An der Ostfront gelingt ihm schließlich die Befreiung von Czernowitz und des größten Teils der Bukowina. Ein Muss für jeden Kenner österreichischer Militärgeschichte.

ARES VERIAG
www.ares-verlag.com

Erhältlich in Ihrer Buchhandlung oder gleich direkt im Versand über:
Bücherquelle Buchhandlungsgesellschaft m.b.H.
Hofgasse 5, A-8011 Graz, Tel.: +43/316/821636, Fax: +43/316/835612
E-Mail: office@buecherquelle.at, www.buecherquelle.at

Betrachtungen über die Revolution in Nordafrika

von Manfred Kleine-Hartlage

Zu den herausragenden Kennzeichen des *homo liberalis* gehört die Unfähigkeit, sich vorzustellen, daß sein Weltbild auf dem Boden einer bestimmten, nämlich der europäischen Kultur gewachsen sein könnte; daß mithin Angehörige fremder Kulturen selbst dann anderen Werten anhängen könnten als er selbst, wenn sie dasselbe Vokabular benutzen. Die Reaktion der veröffentlichten Meinung auf die Umstürze in der arabischen Welt liefert dafür treffliches Anschauungsmaterial.

So ist der Kampf der Tunesier, Libyer und Ägypter gegen die autokratischen Regime ihrer Länder ohne Zweifel ein Kampf um Selbstbestimmung. Selbstbestimmung heißt, entsprechend den eigenen Wünschen, Zielen und Werten zu leben; diese müssen aber nicht identisch mit dem sein, was wir in Europa »Demokratie« nennen, erst recht nicht mit dem, was wir »Freiheit« nennen. In einem islamischen Land kann Selbstbestimmung durchaus auch darin bestehen, entsprechend den Gesetzen der Scharia zu leben.

Westlich geprägten Menschen ist der Dreiklang von (individueller) Freiheit, Demokratie und Rechtsstaatlichkeit so in Fleisch und Blut übergegangen, daß sie bei Nennung eines dieser Begriffe die beiden anderen unausgesprochen mit meinen.

Für Muslime ist ein *Rechtsstaat* ein Staat, der das *Recht* durchsetzt; das Recht aber steht, da von Allah gegeben, nicht zur Disposition des Gesetzgebers, auch nicht des gewählten. Demgemäß bedeutet *Demokratie* auch nicht, daß um Lösungsalternativen gerungen, sondern höchstens, daß die Regierung gewählt wird; und *Freiheit* ist ein Attribut des Kollektivs, nicht des Individuums: die Freiheit der islamischen Gemeinschaft von nicht- und unislamischer Herrschaft. Für den Einzelnen ist sie die Freiheit, ein Allah gefälliges Leben zu führen, das nicht durch westlich geprägte Versuchungen und Zwänge kompromittiert wird.

So gesehen, ist es *nicht* einfach Heuchelei, wenn etwa die Führer der Muslimbruderschaft versichern, sich am Aufbau eines demokratischen Staates beteiligen zu wollen. Sie meinen damit nur etwas anderes als wir, und selbstverständlich wissen sie, daß westliche Journalisten den Unter-

schied verkennen, weil sie auf zwei Dogmen fixiert sind, die in einem islamischen Kontext keine Rolle spielen: zum einen auf das Dogma, Politik sei primär eine Angelegenheit des Staates: Darin spiegelt sich die als Selbstverständlichkeit verinnerlichte Säkularisierung wider; zum anderen auf die Vorstellung, eine legitime, gute, gerechte Ordnung sei eine Frage abstrakter und formaler Regeln – Demokratie versus Monarchie, Kapitalismus versus Sozialismus, Rechtsstaat versus totalitäre Herrschaft etc.

Dem Islam und der auf ihm beruhenden Kultur sind beide Ideen fremd; er beansprucht, das Gesamtgefüge der Gesellschaft zu regeln. Eine Gesellschaft ist »gut«, wenn sie nach den Normen der Scharia funktioniert, egal ob diese durch staatliche Gesetzgebung oder sozialen Zwang durchgesetzt werden. Herrschaft ist legitim, wenn sie inhaltlich den islamischen Normen entspricht, egal ob der Herrscher gewählt ist oder nicht.

Eine Gesellschaft unterliegt der Scharia, wenn sie *faktisch* von diesen Normen beherrscht wird, wenn Christen *faktisch* Menschen minderen Rechts sind, wenn *faktisch* niemand mehr vom Islam abfallen oder auch nur ein Glas Wein trinken, wenn *faktisch* keine Frau mehr unverschleiert aus dem Haus gehen kann. Auf dem geduldigen Papier der Verfassung mag dann stehen, was will.

Dies ist nicht etwa graue Theorie: Die galoppierende Re-Islamisierung der Türkei vollzieht sich direkt aus der Gesellschaft heraus; der Staat beschränkt sich unter der Regierung der Islamisten im Wesentlichen darauf, die Hindernisse zu beseitigen, die der gesellschaftlichen Selbst-Islamisierung im Wege stehen. Was sich durch die Brille liberaler westlicher Journalisten als »Demokratisierung« und »Liberalisierung« ausnimmt – etwa die Zurückdrängung des Militärs – gehört zur Strategie eines Islamismus 2.0, die von der Muslimbruderschaft voraussichtlich kopiert werden wird.

Freilich: Die ägyptische Gesellschaft besteht nicht nur aus der Muslimbruderschaft, die arabischen Völker nicht nur aus Islamisten. Und was ist mit den Angehörigen der »Generation Facebook«, die sich in den Protesten der letzten Wochen so deutlich zu Wort gemeldet hat, und die doch (scheinbar? anscheinend?) einem westlichen Lebensstil zuneigt? Nun, es ist eine Binsenweisheit, daß Revolutionen selten von denen vollendet werden, die sie begonnen haben. Am Ende setzt sich der durch, der die zugkräftigeren Parolen hat, und es gibt keinen Hinweis darauf, daß Abstrakta wie »Freiheit und Demokratie«, die in diesen Ländern nicht einmal *als Parolen* verwurzelt sind, geschweige denn als gelebte Wirklichkeit, sich gegen die Forderungen eines politischen Islam durchsetzen können, der an tiefverwurzelte Idealvorstellungen von einer guten und gerechten Gesellschaft appellieren kann.

Für die jungen Leute dort ist der Westen zudem eine eher materielle als ideelle Verheißung. Keine Frage: Europa ist das Land ihrer Träume, aber nicht wegen seiner »Werte« – die aus islamischer Sicht keine sind –, sondern weil man dort besser lebt. Es wäre aus ihrer Sicht widersinnig, Europa gleichsam als Konzept zu importieren. Näherliegend ist, einfach dorthin auszuwandern; eben dies erleben wir zur Zeit. Und selbst denen, die vor der Enge und dem Druck muslimischer Gesellschaften und auf der Suche nach Entfaltungschancen nach Europa fliehen, wird der Kulturschock nicht erspart bleiben. Alle Erfahrung zeigt, daß die Sehnsucht nach Vertiefung der muslimischen Identität durch das Leben im Westen eher gestärkt als geschwächt wird.

Womit wir bei der zweiten, der internationalen Dimension des Islamismus 2.0 wären: Die Muslimbruderschaft verfolgt schon lange beharrlich und konsequent das Ziel, die muslimischen Migrantengemeinden in Europa als Speerspitze und Brückenkopf der Islamisierung des Kontinents auszubauen.

Wiederum etwas, was der *homo liberalis* in seinem notorischen Unverständnis für den tiefen religiösen Ernst der Islamisten nicht glauben kann und nicht wahrhaben will: Es geht ihnen nicht einfach darum, die Verhältnisse in einem Land, etwa Ägypten oder der Türkei, umzukrempeln. Sie sind *nicht* einfach eine politische Bewegung, die sich nach Art der deutschen C-Parteien ein religiöses Mäntelchen bloß umhängen würde. Sie wollen, daß die Welt dem Gesetz Allahs gehorcht. Sie sind, wenn man so will, keine Stalinisten, sondern Trotzkiten: Sie wollen die Weltrevolution.

Manfred Kleine-Hartlage:
*Das Dschihadssystem.
Wie der Islam
funktioniert*, Gräfelting
2010. S. 119–126.

Roberto de Mattei: *Die
Türkei in Europa: Gewinn
oder Katastrophe?*,
Gräfelting 2010.

Sylvain Besson: *La
conquête de l'occident.
Le projet secret des
islamistes*, Paris 2005.

Die Muslimbrüder vertrauen ebenso wie die türkische AKP darauf, und dies aus guten Gründen, daß das Wachstum der muslimischen Gemeinden im Westen bei entsprechender Betreuung und Begleitung ganz von alleine zur Islamisierung des europäischen Kontinents führen wird, und zwar unabhängig davon, ob die einzelnen Migranten persönlich besonders fromm sind oder nicht: Entscheidend ist, daß diese Gesellschaften *Parallelgesellschaften* sind und bleiben; dann bleibt der Islam ganz von selbst die Leitidee zuerst dieser Gesellschaften, schließlich auch der alternden Mehrheitsvölker, die nach und nach zu Minderheiten werden.

Die türkischen Islamisten machen vor, wie man mit den Illusionen westlicher Liberaler spielt: Die »Liberalisierung« und »Demokratisierung« der Türkei dient nicht nur deren eigener Islamisierung, sondern auch der Europas: Sie soll der Türkei, also vor allem türkischen Migranten, den Weg in die EU ebnen; daß sie obendrein EU-Gelder in die Türkei leitet, ist ein willkommener Nebeneffekt.

Die Politik der Islamisten, Europa für Migranten zu öffnen, finanzielle Hilfe von der EU zu kassieren, den Staat aus der Gesellschaft hinauszudrängen, entspricht auch den Wünschen des liberalen Flügels der Opposition, etwa des eher linksgerichteten tunesischen Oppositionspolitikers Moncef Marzouki, der bei seiner Rückkehr aus dem Exil sagte: »Unser Platz ist der euro-mediterrane Raum. Für den Westen ist es einfacher, mit Demokraten zu kooperieren.«

Ob es »einfacher« ist, steht auf einem anderen Blatt; für europäische Politiker war die Kooperation mit Diktatoren bequem genug, sogar Gaddafi bis vor wenigen Wochen die Stange zu halten.

Richtig ist aber, daß es unter westlichen Eliten die Neigung gibt, die Verbreitung von »Freiheit und Demokratie« als oberstes politisches Ziel zu proklamieren, und

zwar auf Kosten der Interessen ihrer eigenen Völker. Dies ist der Hintergrund, wenn zum Beispiel der für Integration und Nachbarschaftspolitik zuständige tschechische EU-Kommissar Štefan Füle Europa zur »Demut« auffordert, weil es »die demokratischen Kräfte der Region nicht lautstark genug unterstützt« habe; den aufbegehrenden Völkern bescheinigt, »im Namen unserer gemeinsam geteilten Werte« zu kämpfen; daran die Forderung knüpft, ungeachtet der Sorgen über wachsende Migration und stärkere »Sichtbarkeit« von Islamisten, »diese Risiken (zu) überstehen, ohne unser gemeinsames langfristiges Ziel aus den Augen zu verlieren: ein demokratisches, stabiles, wohlhabendes und friedliches Nordafrika«; und zu diesem Zweck den Zustrom von Arbeitsmigranten aus Nordafrika noch zu erleichtern und zu fördern ankündigt.

Selbstverständlich erwähnt er nicht, daß zu den »Risiken«, die wir zu »bestehen« haben, unter anderem gehört, daß wir am Ende womöglich kein »demokratisches, stabiles, wohlhabendes und friedliches Nordafrika« haben werden, in jedem Falle aber ein ruiniertes Europa.

Wie in einem Lehrbuch über globalistische Ideologie führt Füle uns vor, wie ein utopischer, also ein buchstäblich unverorteter Liberalismus – der bloß »gemeinsam geteilte Werte« kennt, aber keine Völker mit Interessen, einer bestimmten Kultur und einer bestimmten Geschichte –, wie also ein solcher Liberalismus die Zerstörung ganzer Völker und Kulturen forciert. Im Kontext dieser Ideologie kann sich die Frage gar nicht stellen, warum die Demokratie in Nordafrika uns wichtiger sein soll als die Existenz der Völker Europas.

»Demokratie«, oder vielmehr etwas, was man als solche verkaufen kann, wird es als Folge der Revolution in Nordafrika wahrscheinlich geben; die Schleusen für Migrationsströme von dort nach Europa und für Finanzströme in umgekehrter Richtung werden geöffnet werden; die bisher schleichende Islamisierung Europas wird ein ungeahntes Tempo aufnehmen. Dies alles wird geschehen, weil die entscheidenden Akteure – die EU-Eliten, die Islamisten, die nordafrikanischen Staaten und ihre Völker – ein Interesse daran haben. Die Völker Europas, bestehend aus fast 500 Millionen Menschen, haben kein Interesse daran. Aber niemand wird sie fragen.

Über 2 Millionen verkaufte Exemplare



Eine Flotte mit hunderttausenden hungernden, kranken, verzweifelten Indern an Bord steuert auf die Festung Europa zu. Deren Medienmacher, Kleriker, Intellektuelle und Politiker verfallen angesichts dieser bevorstehenden Invasion in einen von postkolonialen Schuldkomplexen angestachelten »Humanitäts«-Rausch, der sich zunehmend mit apokalyptischen Heilserwartungen auflädt. Eine allgemeine Mobilmachung wird ausgerufen, nicht um sich zu verteidigen, sondern um die unterdrückten »Brüder« aus dem Osten mit offenen Armen zu empfangen ...

An Jean Raspails berühmtestem Roman Das Heerlager der Heiligen (272 S., 17.80 €) sollte man getrost alle paar Monate wieder erinnern. Sezession tut das hiermit, die FAZ tat es am 25. Februar: »Hunderttausende von Nordafrikanern könnten demnächst an die Tür Europas klopfen. Einer hat es vorausgeahnt: Jean Raspail schrieb schon 1973 den visionären Roman einer Flüchtlings-Armada.«

Autoren dieses Heftes

Prof. Dr. Thomas Bargatzky, 1946, studierte Ethnologie, Soziologie, Philosophie und Altamerikanistik und ist promoviert als Ethnologe. Seit 1990 Professor für Ethnologie an der Universität Bayreuth.

Mythos, Weg und Welthaus. Erfahrungsreligion als Kultus und Alltag, Münster 2007

Thorsten Hinz, 1962, studierte Germanistik in Leipzig, freier Autor in Berlin, 2004 Gerhard-Löwenthal-Preis.

Literatur aus der Schuldkolonie, Schnellroda 2010

Die Psychologie der Niederlage. Über die deutsche Mentalität, Berlin 2010

Manfred Kleine-Hartlage, 1966, ist Diplom-Sozialwissenschaftler in der Fachrichtung Politische Wissenschaft. Er veröffentlicht regelmäßig aktuelle politische Kommentare, Analysen und Essays in seinem Internet-Blog www.korrektheiten.com.

Das Dschihad-System. Wie der Islam funktioniert, Gräfelfing 2010

Ellen Kositzka, 1973, studierte Germanistik, Geschichte und Philosophie, freie Publizistin. 2008 Gerhard-Löwenthal-Preis.

Gender ohne Ende oder Was vom Manne übrigblieb, Schnellroda 2008

Götz Kubitschek, 1970, studierte Germanistik, Geographie und Philosophie. Seit 2002 selbständiger Verleger (Edition Antaios).

Provokation, Schnellroda 2007

Peter Kuntze, 1941, ehemaliger Redakteur der *Süddeutschen Zeitung*, Autor mehrerer politischer Sachbücher, zahlreicher Kinderbücher sowie zweier Romane.

Der Färingische Traum, Kehl, Straßburg, Basel 1987

Himmlischer Frieden, München 1990

Dr. Erik Lehnert, 1975, studierte Philosophie, Geschichte sowie Ur- und Frühgeschichte, promoviert in Philosophie.

Schlüsselwerke, Band 2 des *Staatspolitischen Handbuchs*, hrsg. gemeinsam mit Karlheinz Weißmann, Schnellroda 2010

Martin Lichtmesz, 1976, ist Filmemacher und freier Journalist.

Besetztes Gelände, Deutschland im Film nach '45, Schnellroda 2010

Frank Lisson, 1970, studierte Germanistik, Geschichte und Philosophie in Würzburg und München. Er schreibt Sachbücher, Romane, Features und Hörspiele mit dem Schwerpunkt Kulturphilosophie.

Homo Absolutus. Nach den Kulturen, Schnellroda 2009

Dr. Karlheinz Weißmann, 1959, studierte Geschichte und Evangelische Theologie und ist promoviert als Historiker.

Faschismus. Eine Klarstellung, Schnellroda 2009

Leitbegriffe, Band I des *Staatspolitischen Handbuchs*, hrsg. von Erik Lehnert und Karlheinz Weißmann, Schnellroda 2009

Liberaler Offenbarungseid

von Peter Kuntze

Als »Schande«, als »Katastrophe« und »krachende Niederlage« haben die *Zeit* und die *Süddeutsche Zeitung* das Agieren des Westens angesichts des revolutionären Umbruchs im Nahen Osten beschrieben. Doch ehrlicherweise beließen sie es nicht bei der zutreffenden Analyse; um zumindest einen Funken Glaubwürdigkeit zu wahren, sahen sich sowohl das wöchentliche als auch das tägliche Leitorgan des deutschen Linkliberalismus gezwungen, ein großes *mea culpa* anzustimmen und sich reuig an die Brust zu schlagen. »Die Ereignisse treffen uns blamiert und überrascht«, gestanden Anfang Februar Bernd Ulrich und Jan Ross, der eine stellvertretende Chefredakteur, der andere außenpolitischer Koordinator der *Zeit*. Als sei ihnen erst jetzt bewußt geworden, wie sehr die jahrzehntelange Unterstützung autokratischer Folterregime den ansonsten stets lauthals proklamierten Idealen von Freiheit, Demokratie und Menschenrechten hohn sprach, wehklagten sie: »Was sollen die Menschen dort von uns denken? War es nicht so, daß hinter all dem realpolitischen Gerede ein borniertes Interesse stand? Rohstoffe wollte man, reisen, tauchen im Roten Meer, und bitte keine Flüchtlinge aus Afrika.« Glänzender, und das aus der Feder zweier führender Apostel der westlichen Heilsbotschaften, konnte Carl Schmitts Diktum »Wer Menschheit sagt, will betrügen« nicht bestätigt werden.

Nicht minder beknirscht als seine Gesinnungsfreunde aus Hamburg gab sich Stefan Kornelius, Außenpolitik-Chef der *Süddeutschen Zeitung*: »Es endet der Versuch, die nach dem Kalten Krieg erworbene Dominanz aufrechtzuerhalten. Es beginnt eine neue Phase, in der Demut und Selbstbegrenzung geboten sind. Und im Mittelpunkt steht die Erkenntnis, daß sich Demokratie und Freiheit nicht von außen erzwingen oder erkaufen lassen – sie müssen von innen gewollt sein.« Auch das waren völlig neue Töne. Bislang nämlich galten den liberalen Parteigängern der USA das Selbstbestimmungsrecht der Völker sowie die ebenfalls in der UN-Charta verankerten Prinzipien der nationalen Souveränität und der Nichteinmischung in innere Angelegenheiten als lästige Petitesse, wenn es darum ging, andere Nationen zu beglücken und bei ihnen die westli-

Jan Ross und Bernd Ulrich: »Sie sind so frei – Wie die Revolution in Arabien unser Weltbild zum Einsturz bringt«, in: *Die Zeit* Nr. 6/2011 vom 3. Februar.

Stefan Kornelius: »Die Ohnmacht des Westens«, in: *Süddeutsche Zeitung* vom 5./6. Februar 2011.



chen Werte notfalls auch durch »humanitäre Interventionen« zu verbreiten. Der Scherbenhaufen dieser aus Arroganz und historischer sowie kultureller Ignoranz gespeisten Politik läßt sich derzeit auf dem Balkan, im Irak und in Afghanistan besichtigen.

Einer der prominentesten Verfechter der »neuen demokratischen Weltordnung« war der im Dezember 2010 verstorbene US-Diplomat Richard Holbrooke. Bereits 1995 hatte er seine Vision in der Zeitschrift *Foreign Affairs* dargelegt und eine umfassende transatlantische Strategie gefordert. Doch angesichts des Aufstiegs mehrerer »Schwellenländer«, in erster Linie Chinas, sowie der neuen Machtverhältnisse im Nahen Osten, haben die Liberalen erkannt, daß das westliche Projekt, das selbstredend von Deutschland als willigem Bündnispartner kritiklos mitgetragen wurde, Schiffbruch erlitten hat. So veröffentlichte die *Zeit* in jener Ausgabe, in der Ulrich und Ross die Blamage des Westens als ihre persönliche eingestanden, den Aufsatz zweier Mitarbeiter des Instituts für Internationale Studien der Helmut-Schmidt-Universität (Hamburg), die das Resümee ihres Buches *Illusion Statebuilding* zogen: »Interventionen sollten nicht länger als freundschaftliche Kooperation, als wohlmeinendes und letztlich neutrales Hilfsangebot verstanden werden ... Westliche Gesellschaften sollten ihre Selbsttäuschung beenden und erkennen, daß sie nicht in der Lage sind, mit technischen Mitteln die Welt nach ihrem Vorbild umzuformen.«

Die Zeichen der Zeit hat auch der frühere amerikanische Sicherheitsberater Zbigniew Brzezinski erkannt. In einem Interview anlässlich der Münchner Sicherheitskonferenz erklärte er gegenüber der *Süddeutschen Zeitung*: »Wir müssen uns davor hüten, unsere Maßstäbe zu universalisieren. Man kann seine eigenen Maßstäbe schätzen, aber wenn man sie in der ganzen Welt anwenden will, wird man ernste Schwierigkeiten bekommen ... Die anglo-europäische Demokratie ist nicht notwendigerweise richtungsweisend für die gesamte Welt. In vielen Weltgegenden – etwa im Nahen Osten, in Afrika oder Asien – gibt es andere Vorstellungen von der Organisationsform einer Gesellschaft.« Dies ist seit jeher das Credo aller Konservativen, die, ausgehend von der ethnisch-kulturellen Vielfalt, Versuche zur Homogenisierung der Welt als fatale Irrwege verblendeter Kosmopoliten und Internationalisten verurteilen.

Wieder einmal mußten Linke und Liberale durch die Konfrontation mit der Wirklichkeit zur Kenntnis nehmen, daß sie sich in einer ideologischen Sackgasse befinden. Der Versuch, ihr Dilemma als unvermeidlichen und schmerzhaften Spagat zwischen Moral und Realpolitik darzustellen, verfängt nicht. Der entscheidende Punkt ist nicht die legitime Verfolgung nationaler Interessen, das Empörende sind die Heuchelei, die doppelten Standards und das zweierlei Maß, mit dem die westlichen Staaten und

Die »Straße der Menschenrechte«, entworfen von Dani Karavan, verschönert Nürnberg seit 1993.

John C. Kornblum:
»Das transatlantische Fundament«, in:
Süddeutsche Zeitung
vom 4. Februar 2011.

Berit Blieseemann de Guevara und Florian P. Kühn:
»Wir sind nicht nur hier, um zu helfen – Schluß mit dem Selbstbetrug: Westliche Interventionen sind Instrumente der Machtpolitik«, in: *Die Zeit*
Nr. 6/2011 vom 3. Februar.

»Wir sollten eine Charta mit Spielregeln erstellen«, in: *Süddeutsche Zeitung*
vom 4. Februar 2011.

Andreas Zielcke:
»Bedenkenloser Opportunismus – Wo George W. Bush und Immanuel Kant zu Recht übereinstimmen: Der Westen, die arabischen Despoten und die Frage von Moral und Realpolitik«, in: *Süddeutsche Zeitung*
vom 3. Februar 2011.



ihre Propagandisten agierten und agieren. Arabische Despoten wurden hofiert – weißrussische, chinesische, iranische und andere Politiker wurden und werden menschenrechtlich belehrt und mit Sanktionen bedroht. Israels völkerrechtswidrige Siedlungspolitik und sein oftmals staatsterroristisches Vorgehen gegen die Palästinenser werden seit mehr als vierzig Jahren gedeckt, die 2006 in freien und international überwachten Wahlen im Gaza-Streifen an die Macht gelangte Hamas wird dagegen wie ein Paria geächtet. Ungarns neues Mediengesetz haben Linke und Liberale innerhalb und außerhalb des EU-Parlaments schärfer kritisiert als das Fehlen jeglicher Meinungs- und Pressefreiheit in den verbündeten arabischen Ländern. In Algerien wurde 1992 unter dem Beifall des Westens der Ausnahmezustand verhängt, als sich ein klarer Sieg der islamistischen FIS in den bisher einzigen freien Parlamentswahlen abzeichnete. Die Verdrängung der Islamisten in den Untergrund und der nachfolgende Bürgerkrieg forderten bis zu 170 000 Todesopfer.

Besonders schäbig und entlarvend war im Fall Tunesien das offizielle Verhalten der ehemaligen Kolonialmacht Frankreich, die sich stets als Land der Menschenrechte ausgibt. Als die Tunesier Anfang Januar zu Tausenden gegen den korrupten Präsidenten Ben Ali auf die Straße gingen, bot Außenministerin Michéle Alliot-Marie in der Pariser Nationalversammlung dem bedrängten Regime Unterstützung an: »Das in aller Welt geschätzte Können unserer Sicherheitskräfte erlaubt es, Situationen dieser Art zu regeln.« Später erklärte sie, sie habe doch nur Hilfe offeriert, um das Leben der Demonstranten zu schützen. Dies war wenig glaubwürdig, denn kurz darauf, am 14. Januar, als Ben Ali aus seinem Land flüchtete, stoppte der Zoll auf dem Pariser Flughafen Charles de Gaulle eine Warenlieferung. Sie war an das tunesische Regime adressiert und enthielt Schlagstöcke und Tränengas. Wie Premierminister Fillon einräumen mußte, hatten die Behörden noch am 12. Januar entsprechende Ausfuhrgenehmigungen erteilt. Alliot-Marie, die Ende Februar zurücktreten mußte, hatte keine Einwände erhoben.

»Warum mußten wir Tränengas nach Ägypten exportieren?« fragte ein Blogger der amerikanischen Online-Zeitung *Huffington Post*, nachdem Demonstranten auf dem Kairoer Tahrir-Platz mit beißendem Rauch traktiert worden waren. Medien zufolge stand auf den Kanistern »Made in USA«. Und in der Tat: Das Taktieren Washingtons war im Fall Ägypten nicht weniger beschämend als das des französischen Verbündeten. Während Außenministerin Hillary Clinton noch am 27. Januar, zwei Tage nach Beginn der Unruhen, erklärte, »Ägypten ist stabil«, brauchte Barack Obama – von der *Zeit* bereits vor seiner Wahl als »Weltpräsident« gefeiert und kurz nach Amtsantritt in Oslo mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet – fast eine Woche, um seine Sprachlosigkeit zu überwinden. Das dröhnende Schweigen angesichts der friedlichen Demonstrationen in Kairo wurde weltweit als ebenso hilflos wie jämmerlich eingestuft, zumal sich die USA ansonsten überall als Wächter der Menschenrechte gerieren. Als es Washington endlich gelang, wieder sein gewohntes Strippenziehen hinter den Kulissen aufzunehmen, hatte es – wie der gesamte Westen – nicht nur bei den Ägyptern jede Glaubwürdigkeit verloren.

Stefan Ulrich: »Die Ferien der Madame Alliot-Marie – Ungeschicktes Handeln in der Tunesien-Krise belastet Frankreichs Außenministerin«, in: *Süddeutsche Zeitung* vom 4. Februar 2011.



Säule an der »Straße der Menschenrechte«, beschriftet in der Sprache derer, die man stets ermahnen muß und jener, die stets mahnen dürfen.

Dreißig Jahre lang hatte das Regime am Nil von den USA jährlich zwei Milliarden Dollar erhalten, davon allein 1,3 Milliarden Militärhilfe. Daß Ägypten die ganze Zeit unter Ausnahmerecht stand, daß Mubarak die Verfassung zu seinen Gunsten änderte und alle Wahlen manipulieren ließ, störte kaum jemanden im Westen. Weder in Washington noch im EU-Parlament erhob sich Protest, als auch die Parlamentswahlen im Dezember 2010 so gefälscht wurden, daß sich achtzig Prozent der Abgeordneten aus Parteigängern des Präsidenten rekrutierten. Ein halbes Jahr zuvor hatte Außenminister Westerwelle den greisen »Pharao« gar als »Mann mit enormer Erfahrung, großer Weisheit und die Zukunft fest im Blick« gepriesen.

In den Tagen des arabischen Aufruhrs rezitierten Demonstranten von Tunis bis Alexandria immer wieder das Gedicht »An die Tyrannen«, das der tunesische Dichter Abu al-Qasim 1933 geschrieben hatte und in dem es heißt: »Hütet euch! Unter der Asche brennt das Feuer. / Wer Dornen züchtet, wird Wunden ernten.« Weniger poetisch hatte schon Mao Zedong jene Wahrheit als ehrene Regel bezeichnet: »Wo es Unterdrückung gibt, da gibt es Widerstand – das ist ein vom menschlichen Willen unabhängiges Gesetz.« Diese Erkenntnis nicht beherzigt zu haben, führte dazu, daß für die Liberalen das Jahr 2011 mit einem außenpolitischen Debakel begann. Besonders hart traf es ihre deutschen Vertreter, hatten sie doch bereits im Vorjahr mehrere Nackenschläge in der Innenpolitik einstecken müssen, die ihre bisherige Deutungshoheit ins Wanken gebracht hat. Unter der Rubrik »Was ist bloß mit uns los?« zog Vize-Chefredakteur Bernd Ulrich im Dezember auf einer ganzen *Zeit*-Seite eine bestürzende Bilanz. Zwar sprach er dabei stets von *dem* Journalismus, in Wahrheit aber ging es um jenen Linkliberalismus, der seit Jahrzehnten die wichtigsten Bastionen in Deutschlands Medien besetzt hält und mit seinen Denk- und Sprachregeln das Meinungsklima bestimmt.

Als erste Schlappe des vergangenen Jahres machte Ulrich den Mißbrauchsskandal an der reformpädagogischen Odenwald-Schule aus. Obwohl der Fall schon vor zehn Jahren publik geworden sei, habe keine Zeitung groß darüber berichtet. »In den Redaktionen«, so Ulrich, »wurde damals von den je Zuständigen beschlossen, die Sache »nicht aufzubauschen«, um der Reformpädagogik nicht zu schaden, ihren Gegnern nicht in die Hände zu spielen.« Es habe sich um einen »politisch-motivierten Cui-bono-Journalismus, genauer: um Unterlassungsjournalismus« gehandelt. Zur größten Schlappe »für das Gutgemeinte« habe sich jedoch der Fall Sarrazin entwickelt. Ulrich mußte einräumen, daß sich eine Million verkaufter Exemplare des Sarrazin-Buches *Deutschland schafft sich ab* nicht allein mit Ressentiment-Bedürfnissen der Leser erklären ließen – vielmehr zeigten sie, »daß auch wir, die liberalen Medien«, etwas falsch gemacht hätten. Und dann lieferte er eine Begründung, die so hanebüchen ist, daß sie einer Bankrotterklärung des vielgepriesenen »Qualitätsjournalismus« gleichkommt: »Man muß wissen, daß in den meisten Redaktionen fast keine Migranten arbeiten, daß deren Lebenswelt ihnen fremd ist. Darum wurde Kenntnis allzu oft durch *Correctness* ersetzt. Man wollte den »Ausländern« nicht schaden, deswegen wurde zu wenig über Mißstände berichtet, aber auch

Daniel Brössler und Nico Fried: »Mann großer Weisheit – Die Bundesregierung sah Ägyptens Präsidenten immer als Garanten für Stabilität«, in: *Süddeutsche Zeitung* vom 1. Februar 2011.

Mao Zedong: *Ausgewählte Werke, Bd I*, Peking 1968.

Bernd Ulrich: »Was ist bloß mit uns los? – Ob Sarrazin-Debatte, Mißbrauchsskandale oder WikiLeaks: Die Fehler und Versuchungen des Journalismus traten noch nie so offen zutage wie in diesem Jahr«, in: *Die Zeit* Nr. 51/2010 vom 16. Dezember.

kaum über das wirklich pralle Leben mit seinen dramatischen Konflikten und oft faszinierenden Lösungen. So entstand durch die ethnische Homogenität der Zeitungsredaktionen ein Vakuum, in das Sarrazin hineinstieß.«

Welch üble Rolle Ulrich in der von der *Zeit* an vorderster Front geschürten Kampagne gegen Sarrazin gespielt hatte, sei an dieser Stelle wegen der kaum zu überbietenden Perfidie noch einmal ins Gedächtnis gerufen. Am 2. September 2010 schrieb er: »Offenbar ist es immer noch so, daß ein deutscher Rechtspopulist wie Thilo Sarrazin nicht tagelang über Genetik, Überfremdung und Bevölkerungspolitik sprechen kann, ohne daß ihm das Wort ›Jude‹ rausrutscht. Sarrazin hat also gesagt: ›Alle Juden teilen ein bestimmtes Gen.‹ Natürlich fügte er gleich hinzu, daß er die Juden viel positiver sehe als etwa die Muslime, aber das half dann auch nichts mehr. Die deutsche Öffentlichkeit möchte in ihrer Mehrheit nach wie vor nicht wieder über die Qualität jüdischer Gene diskutieren und schließt darum jemanden, der damit anfängt, aus dem Kreis der wohlgelittenen Mitdiskutanten aus.« Mit dieser denunziatorischen Infamie hatte Ulrich sein Opfer in die antisemitische Rassistentencke gestellt, was damals eigentlich ein Fall für den Presserat hätte sein müssen. Denn in derselben Ausgabe der *Zeit*, nur wenige Seiten weiter, hatte Herausgeber Josef Joffe der Wahrheit die Ehre gegeben: »Wieso ist es ›Antisemitismus‹ (Westerwelle), wenn einer behauptet, Juden teilen ein ›bestimmtes Gen‹? ›Ein‹ Gen ist zwar Unsinn, aber es gibt genug Studien, wonach sich Juden in diversen Diaspora-Gruppen genetisch sehr wohl von Nichtjuden in der jeweiligen Region unterscheiden. Kein Wunder auch, wenn eine Gruppe die Endogamie selber wählt oder sie erleiden muß. ›Tay-Sachs‹ ist eine klassische jüdische Erbkrankheit, analog zur ›Lippe‹ der Habsburger.« Nichts anderes hatte auch Sarrazin behauptet.

Das Verhalten der *Süddeutschen Zeitung* war ebenfalls kein Ruhmesblatt gewesen. So schwadronierte sie am 3. September 2010 über »den Stuß mit den jüdischen Genen«, vergaß aber zu erwähnen, daß sie jenen »Stuß« erst im Juni auf ihrer Seite »Wissen« veröffentlicht hatte – ohne negativen Kommentar, denn schließlich handelte es sich um nichts Anstößiges, sondern um einen neutralen Agenturbericht über zwei wissenschaftliche Studien aus Israel und den USA, auf die sich sowohl Joffe als auch Sarrazin bezogen hatten.

Wie sehr die linksliberalen Medien, jenseits ihrer unsäglichen Hetzkampagnen, durch die Konfrontation mit der Wirklichkeit längst ihre Glaubwürdigkeit verspielt haben, zeigen zwei Beispiele aus dem *Zeit-Magazin*. Anfang Dezember 2010 schilderte die Autorin Susanne Leinemann einen brutalen Überfall in Berlin, bei dem sie von zwei Jugendlichen fast totgeschlagen worden wäre. Ihre *conclusio*: »Heute, nachdem ich weiß, was ich weiß, denke ich: Wo hast du bloß all die Jahre gelebt? In Wolkenkuckucksheim, in einer aufgeschäumten Latte-macchiato-Welt.« Im Januar dieses Jahres rollte Susanne Rückert noch einmal den Fall des 16jährigen Elias auf, eines Jugendlichen afghanisch-serbischer Herkunft, der im Mai 2010 in einer Hamburger U-Bahn-Station aus heiterem Himmel einen jungen Mann erstochen hatte. Trotz seiner jahrelangen kriminellen Karriere war Elias nie von den Behörden gestoppt worden. Unter der Überschrift »Falsche Milde« plädierte *Zeit*-Chefredakteur Giovanni di Lorenzo für Härte und Konsequenz – doch nicht aus Prinzipienfestigkeit, sondern aus taktischen Gründen, wie sein entlarvendes Schlußwort verdeutlichte: »Es gibt Mißstände, die eine liberale Gesellschaft schon aus Gründen der Selbstachtung angehen muß. Tut sie es nicht, überläßt sie diese Themen den Totschlagargumenten der großen Vereinfacher.«

Daß die Liberalen aus ihren Debakeln lernen, ist daher nicht zu erwarten. Ebenso wie die Linken ihrer kommunistischen Utopie nach wie vor unverdrossen nachjagen, werden auch die Liberalen ihren Zeitgenossen weiterhin den ewigen Traum einer friedlichen, toleranten und demokratischen Weltgesellschaft aufzudrängen versuchen – ungeachtet aller Realität. So hatten die linksliberalen Leitmedien ihre eingangs geschilderte Zerknirschung angesichts des Nahost-Debakels bereits nach vierzehn Tagen überwunden und wieder die rosarote Brille des Fortschrittsoptimismus aufgesetzt. Während die *Süddeutsche Zeitung* am 17. Februar die »Botschaft der Befreiung« verkündete und im voraus wußte, daß die radikalen Islamisten keine Chance hätten, jubilierte die *Zeit* (Nr. 8/2011) wie der Weihnachtsengel: »Fürchtet euch nicht! Sieben gute Gründe, warum die arabischen Revolutionen die Welt verbessern können – von Kreuzberg bis Peking und Ramallah.«

Bernd Ulrich: »Wo Rauch ist, da ist auch Feuer«, in: *Die Zeit* Nr. 36/2010 vom 2. September, Seiten 2 und 3.

Josef Joffe: »Die Rassismus-Fälle«, in: *Die Zeit* Nr. 36/2010 vom 2. September, Seite 12.

Susanne Leinemann: »Der Überfall«, in: *Zeit-Magazin* Nr. 49/2010 vom 2. Dezember.

Susanne Rückert: »Zur falschen Zeit am falschen Ort«, in: *Zeit-Magazin* Nr. 5/2011 vom 27. Januar.

Giovanni di Lorenzo: »Falsche Milde«, in: *Die Zeit* Nr. 5/2011 vom 27. Januar.

Neue Pfeile



DIE FRAU ALS SOLDAT

Der »Gorch Fock«-Skandal, Minister zu Guttenberg und der Einsatz von Frauen in den Streitkräften

48 Seiten, geheftet, 5.00 €

Segelschulschiff »Gorch Fock«: Eine Kadettin verunglückt tödlich, der Kapitän muß gehen... Verteidigungsminister zu Guttenberg unterwarf sich damit dem Diktat der Bildzeitung und lenkt vom eigentlichen Thema ab: Sind Frauen militärisch einsetzbar wie Männer? Die Antwort lautet: Nein.



Karlheinz Weißmann

KURZE GESCHICHTE DER KONSERVATIVEN INTELLIGENZ NACH 1945

120 Seiten, broschiert, 15.00 €

Anlaß der Niederschrift war die Einsicht, daß es keine hinreichende Klarheit über die Geschichte der Konservativen in der Nachkriegszeit gibt und unbekannt ist, wie weitgespannt das Meinungsspektrum ursprünglich war und welche Denker den deutschen Konservatismus nach 1945 mit geprägt haben. Mit diesem Buch schließt Weißmann diese Lücke.

Rechts ist noch Platz – eine Literaturlücke

von Thorsten Hinz

Wer die deutsche Nachkriegsliteratur für eine weitgehend mit Schuldideologie kontaminierte Weltanschauungsliteratur hält, muß sich deswegen keine gegenläufige Weltanschauungsliteratur als Alternative wünschen. Das ästhetische Niveau bliebe das gleiche. Ein kurzer historischer Exkurs dazu: Was wir heute idealerweise unter moderner Literatur verstehen, begann Ende des 15., Anfang des 16. Jahrhunderts mit dem Zerfall des geozentrischen Weltbildes und mit der Reformation, die die römische Weltkirche in eine tiefe Autoritätskrise stürzte. Ihr institutionell abgestütztes, hierarchisch geordnetes Weltbild geriet ins Wanken und mit ihm die didaktische und allegorische Verbindlichkeit des Wortes. Das literarische Wort wurde mehrdeutig, sein Sinn war nicht mehr durch das vorausgesetzte Dogma definiert, sondern das Ergebnis der reflexiven Arbeit des Verfassers, seiner persönlichen Autorität und der kritischen – statt gläubigen – Rezeption durch den Leser.

Um diesen Prozeß zu veranschaulichen, kann man an den Übergang von der Renaissance- zur Barockarchitektur denken. Die Renaissance-Konstruktionen basierten auf einfachen Bauteilen und Maßverhältnissen, die sich logisch gliedern ließen und deren harmonischen Zusammenklang der Betrachter durch Beobachtung leicht erkennen konnte. Im Barock dagegen wurde die durch gekrümmte Wände oder Fontänen erzeugte Bewegung zum bevorzugten Stilmittel. Den Drang ins Unendliche demonstrierten Deckengemälde, die den Blick auf einen scheinbar offenen Himmel freigaben. Spiegelungen und Lichteffekte verwischten die Grenze zwischen Schein und Sein, das Verhältnis von Zeichen und Bedeutung war nicht mehr selbstverständlich. Die Architektur bekam etwas Spielerisches und zugleich Hintergründiges, das den Betrachter in neuer Weise forderte und von ihm entschlüsselt werden mußte. Für den italienischen Semiotiker Umberto Eco manifestierte sich darin der Wechsel vom geschlossen-eindeutigen zum offen-mehrdeutigen Kunstwerk.

Die Literatur trat aus dem »Metasystem«, der »Metasprache« der katholischen Kirche heraus und machte, anstatt ihre Glaubenssätze zu verbreiten, diese zum Thema der Erörterung. Eine geistige Revolution fand

Thorsten Hinz:
*Literatur aus der
Schuldkolonie. Schreiben
in Deutschland nach
1945*, Schnellroda 2010.

Umberto Eco: *Das
offene Kunstwerk*,
Suhrkamp Taschenbuch,
Frankfurt a.M. 1977.

statt. Am Beispiel von James Joyce erläutert Eco, daß der erfolgreiche moderne Künstler durchaus keine neue Metasprache an die Stelle der alten setzt. Spätestens in dem Moment, wo diese ebenfalls aus der Mode kommt, wäre das literarische Werk obsolet und allenfalls noch aus dokumentarischen Gründen interessant. Der Schriftsteller muß vielmehr die Strukturen der geschilderten Situation freilegen, indem er diese aus sich selbst heraus zur Anschauung bringt, das heißt, indem er die entfremdete Situation – das kann auch die eigene Erzählsituation sein – durch Verfremdungen kenntlich macht. Man könnte diesen Effekt mit den raffinierten Zerspiegeln auf Jahrmärkten vergleichen, deren Wölbungen die physischen Eigentümlichkeiten eines Menschen drastisch hervortreten lassen. Ein solches Werk kann noch künstlerisches Interesse wecken, wenn sein Sujet längst historisch geworden ist, weil seine offene Struktur immer neue Anknüpfungspunkte für Assoziationen und Gedanken bietet und damit zeitlos bleibt.

Das ist eine Idealbeschreibung. In der Wirklichkeit werden Schriftsteller nach wie vor von Metasystemen oder deren Überbleibseln beeinflusst. Es lassen sich grob drei Stufen unterscheiden:

Erstens: In der rigiden Form betätigt der Autor sich als Sprachrohr einer Ideologie, eines stringenten, künstlich geschlossenen Weltbildes. Das Ergebnis ist eine TENDENZLITERATUR. Eine derartige, von administrativen Apparaten unterstützte Strömung war der »sozialistische Realismus«, der die »wahrheitsgetreue, historisch-konkrete Darstellung der Wirklichkeit in ihrer revolutionären Entwicklung« verlangte und 1934 auf dem Ersten Kongreß des Sowjetischen Schriftstellerverbandes zur Doktrin erhoben wurde.

Claus Träger (Hrsg.):
*Wörterbuch der
Literaturwissenschaft*,
Leipzig 1986.

Vier Jahre zuvor hatte es in Deutschland eine Rundfunkdebatte zwischen Gottfried Benn und dem Schriftsteller und KPD-Mitglied Johannes R. Becher gegeben, in der Becher sich zur »Dichtung als Tendenz, und zwar als ganz bestimmte Tendenz« bekannte: »Ich diene auch als Dichter dem Befreiungskampf des Proletariats«, der auf die »Befreiung der gesamten Menschheit« abziele. Weil wir »nicht Menschen, sondern Klassenmenschen« seien, sei »auch das Wort (...) dem Klassengesetz untertan« und müsse die Literatur »ein wahres und geschlossenes Weltbild« vermitteln. Dieses war mit dem kommunistischen Parteiprogramm identisch. Was Becher als erhöhten historischen und philosophischen Standpunkt herausstrich, tat Benn als Symptom schlechten Gedächtnisses und intellektueller Beschränkung ab: »Die Unteren wollten immer hoch, und die Oberen wollten nicht herunter.« Das sei »weder gut noch böse, sondern rein phänomenal«. Die politische Tendenz sei »keine Tendenz der Dichtung, sondern eine Tendenz des Klassenkampfes«. Damit war gesagt, daß es sich bei der Tendenz-Literatur mehr um ein politisches Traktat als um Kunst handelte.

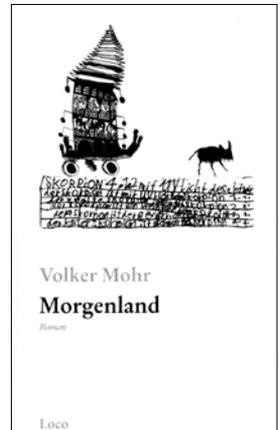
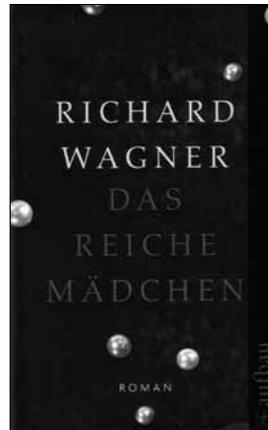
Das Weltbild der mittelalterlichen Kirche hatte so lange als »wahres und geschlossenes« System funktioniert und überzeugt, wie es das vorhandene Wissen in sich zu integrieren vermochte. In diese sichere Kompaktheit wurde der mittelalterliche Künstler hineingeboren, weshalb er sie als natürlichen Zustand empfand. Beides konnte der Künstler des 20. Jahrhunderts, der seine Arbeit der kommunistischen Parteidogmatik unterwarf, für sich nicht mehr in Anspruch nehmen. Das »Klassengesetz« erfaßte nur einen Bruchteil der Realität und des Wissens darüber, und wer im 20. Jahrhundert den dogmatischen Zugang zur Wirklichkeit verabsolutierte, handelte aus keiner gattungsmäßigen Selbstverständlichkeit, sondern aus intellektueller Verführung, aus einem Willens- oder Zwangsakt heraus: Julien Benda hat diese Neigung der Intellektuellen, sich politische Leidenschaften zu eigen zu machen, als »Verrat« qualifiziert. Eine Literatur, die einer dogmatischen Parteiideologie gehorchte, mußte selber dogmatisch werden.

Julien Benda: *Der Verrat
der Intellektuellen*, TB.
Frankfurt a. M. 1988.

Zweitens: In reiner Form konnte diese dogmatische Schreibweise sich nur sehr kurze Zeit behaupten. Sogar in den sozialistischen Ländern setzte sie sich nie völlig durch. Es dominierte hier eine weniger rigide WELTAN-SCHAUUNGLITERATUR, die zwar ebenfalls eine politische Botschaft vermittelt, sich von der Partei- und Tendenzliteratur aber durch begrenzte Mehrdeutigkeit und die Reflexion der propagierten Weltanschauung un-

Brigitte Reimann:
Die Geschwister,
Roman. Berlin 1963.

terscheidet. Am Ende steht immer deren Rechtfertigung und Bestätigung, was meistens nur um den Preis künstlerischer Brüche möglich ist. Selbst die widerspenstige DDR-Autorin Brigitte Reimann griff, um Konflikte einer staatskonformen Scheinlösung zuführen zu können, im Frühwerk *Die Geschwister* auf die Figur des omnipotenten Parteisekretärs als »Deus ex machina« zurück, der die aus dem Lot geratene sozialistische Ordnung wieder gerade rückt. Die Weltanschauungsliteratur ist nicht exklusiv so-



zialistisch, sie kann auch katholisch, nationalistisch oder, wie die bundesdeutsche Nachkriegsliteratur, von der Schuld- und Holocaust-Transzendenz durchdrungen sein.

Den Übergang von der Tendenz- zur Weltanschauungsliteratur in der DDR hat der Anglist Robert Weimann, einer der profiliertesten Literaturwissenschaftler des Landes, theoretisch mitvollzogen und begründet. Den starren »sozialistischen Realismus« überführte er 1966 sachte in einen »sozialistischen und engagierten Realismus« und konstatierte unter Berufung auf Marx eine Differenz zwischen dem »persönlichen« und dem »Klassenindividuum«, die für die Literatur eine »eminente Bedeutung« gewinnen würde. 1971 folgte seine umfangreiche Studie über »Literaturgeschichte und Mythologie«, die den Zweck verfolgte, »Gegenwart und Vergangenheit« in ein »dialektisches Verhältnis« zu setzen, was in der Konsequenz – und die Intention des in marxistischen Erklärungsmustern verharrenden Autors übertreffend – darauf hinauslief, neben der sozialistischen Literaturpolitik auch die ihr zugrunde liegende »wissenschaftliche Weltanschauung« zu relativieren, zu historisieren und damit – den Dogmen der mittelalterlichen Kirche vergleichbar – für den literarischen Diskurs freizugeben.

Diesen Schritt wagte der Schriftsteller Franz Fühmann, der sich unter Qualen von den politischen Illusionen der Nachkriegsjahre gelöst hatte. Fühmann versetzte mit dem Aufsatz »Das mythische Element in der Literatur« dem sozialistischen Realismus in der DDR den finalen Stoß. Er ging davon aus, daß jeder Mensch Mythen und Urformen in sich trage, und zwar »in jenem Raum, den der Schweizer Psychologe C. G. Jung das kollektiv Unbewußte nennt und das er von einer Art Mythenkonzentrat durchwoben glaubt, vererbten Urtypen von Menschenhaltung«. Diese seien als »Archetypen« in allen Kulturen präsent. Mit dem Rückgriff auf anthropologische Konstanten und ein Ewig-Menschliches, das unter veränderten historischen Bedingungen nur jeweils neu konkretisiert (und vom Leser identifiziert) wird, stand er Benn sehr viel näher als Becher.

Über seine eigene Generation sagte der 1922 geborene Fühmann, sie sei »über Auschwitz zum Sozialismus« gekommen. In einer originellen, keineswegs gewaltsamen Deutung zweier Gedichte von Matthias Claudius und Eduard Mörike, in denen von aufsteigenden »weißen Nebeln« die Rede ist, die die Sterne auslöschen und Schwärze verbreiten, stellt er einen Bezug zur Menschenvernichtung her: »Da haben Sie die heile Welt hundert Jahre vor Auschwitz – durch den Riß zischt das Gas, und die Sterne lachen.« Was Fühmann damit ebenfalls ausdrückt: Das nationalsozialistische Verbrechen realisierte eine in der Welt von Anfang an vorhanden gewesene Möglichkeit. Fühmann distanziert sich damit zugleich vom Dezisionismus westlicher Ideologen, die darin die Aufspaltung des geschichtlichen Kontinuums erkennen wollen und einen zweiten Grün-

Robert Weimann:
»Erzählsituation und
Romantypus«. Zu Theorie
und Genesis realistischer
Erzählformen«, in: *Sinn
und Form* 1/1966.

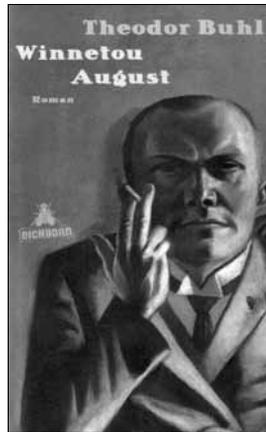
Franz Fühmann: *Essays
Gespräche Aufsätze* 1964–
1981, Rostock 1983.

Franz Fühmann:
*Zweiundzwanzig Tage
oder die Hälfte des
Lebens*, Rostock 1973.

Theodor Adorno:
Negative Dialektik,
Frankfurt a.M. 1966.

dungsmythos oder – wie von Adorno gefordert – einen neuartigen, unhinterfragbaren Imperativ behaupten.

Drittens: Ein Schriftsteller, der auf dieser eigenständigen Basis zu arbeiten vermag, produziert keine Tendenz- oder Weltanschauungsliteratur, sondern er dringt zur »Offenheit« vor, zur HOCHLITERATUR. Seine Weltansicht folgt keinem äußeren Zwang mehr, sie ist individuell und verbürgt



*Sicher nicht links,
eigentlich nicht rechts,
richtig gut: lesen!*

eine entsprechende künstlerische Handschrift. Weder Tendenz noch Weltanschauung sind Bewertungskriterien, sondern zunächst allein die Güte der schriftstellerischen Kunst.

Wo aber liegt die Trennlinie zwischen Offen- und Geschlossenheit? Umberto Eco kann und will keine allgemeine Handlungsanweisung zur Bestimmung des »offenen Kunstwerks« anbieten, weil dieser Begriff »keine kritische Kategorie ist, sondern ein hypothetisches Modell darstellt« (Herv. i. Orig.). Als nützlich erweisen sich Theorien von der Mehrschichtigkeit des Kunstwerks. Der Begriff der Mehrschichtigkeit bezeichnet das Potential eines Werks, in mehreren Ebenen erfaßt und rezipiert werden zu können, wobei jedes einzelne System die Einzelemente sinn- und bedeutungsvoll organisiert. Das Gesamtpotential des Werks ergibt sich aus dem Wechselspiel von vier Wirklichkeitsebenen, die das Werk enthält: der empirischen Wirklichkeit, die den Sinnesorganen unmittelbar zugänglich ist; der archäologischen Wirklichkeit, die ungefähr dem von Fühmann beschriebenen »mythischen Element« entspricht; der normativen Wirklichkeit, die das Verhältnis des Künstlers zur ihn umgebenden Gesellschaft, ihren Vorschriften, Geboten, Normen betrifft; sowie der prophetischen oder utopischen Wirklichkeit, die im weitesten Sinne die Zukunftserwartungen und Idealvorstellungen des Autors umfaßt.

Im sozialistischen Realismus ist die erwartete zukünftige Gerechtigkeit zum Parteidogma geschrumpft, aus dem ein normatives, ideologisch verbindliches System abgeleitet wird. Dieses bestimmt die verfälschende Sicht auf die empirische Wirklichkeit – der Wirklichkeitsverlust der sozialistischen Regime ist legendär –, während die archäologische Wirklichkeit – das Ewig-Menschliche – zugunsten der Utopie vom »Neuen Menschen« kuptiert wird. In der von Schuldtranszendenz geprägten bundesdeutschen Nachkriegsliteratur stehen inzwischen die normative Holocaustfixierung und die Definition von Auschwitz als »Zivilisationsbruch« (Dan Diner) am Anfang, mit der Folge, daß die deutsche Wirklichkeit unter dem Nationalsozialismus in einen blutigen Mythos verwandelt wird. Das bedeutet, daß die NS-Zeit keine geschichtliche Konkretisierung des in der archäologischen Tiefenschicht angelegten Potentials mehr darstellt, sondern einen eigenen Mythos aus dem Geist der Vergangenheitsbewältigung. Der Begriff »Mythos« wird also verkürzt und banalisiert, während die empirische Wirklichkeitsschicht im Gegenzug mythisiert, enthistorisiert und entwirklicht wird. Dieser Teufelskreis läßt auch keinen Ausbruch in eine Zukunftsutopie mehr zu, nur einen Schuldprotestantismus, der sich in Endlosschleifen am Negativmythos abarbeitet. Die Literatur wird zum Medium der Zivilreligion.

Eine ästhetisch reine, von allen außerliterarischen Absichten befreite Literatur, wie der Merkur-Herausgeber Karl Heinz Bohrer sie ge-

Hans und Shulamith
Kreitler: *Psychologie der
Kunst*, Stuttgart 1980.

Karl Heinz Bohrer:
»Kulturschutzgebiet
DDR?«, in: *Merkur.
Zeitschrift für europäisches
Denken*, Heft 10/11 1990.

fordert hat, ist freilich weder möglich noch wünschenswert. Die Werke Dostojewskis, Tolstois, Tschekows oder Turgenjews sind weltliterarische Ereignisse, aber keine puristische Literatur, denn sie enthalten wichtige soziale und politische Anklagen und sind überdies ein Archiv der russischen Geschichte und Mentalitäten. Trotzdem käme niemand auf den Gedanken, sie als Tendenzliteratur zu bezeichnen oder auf eine Weltanschauungsliteratur zu reduzieren, denn ihre normativen und empirischen Ebenen stehen in enger Wechselwirkung mit der archäologischen und prophetisch-idealen Ebene. Aus dieser Kommunikation ergeben sich immer neue Kombinationen.

Uwe Tellkamp: *Der Eisvogel. Roman*, Berlin 2005.

Den bisher ambitioniertesten Versuch, sich von den normativen Beschränkungen des Literaturbetriebs der Bundesrepublik freizumachen, hatte Uwe Tellkamp in seinem Roman *Der Eisvogel* unternommen. Doch das Vorhaben, die aus der 1968er Kulturrevolution folgenden Konflikte prinzipiell anzugehen, versandete in der Normativität der Holocaust-Transzendenz, indem ein negativ gezeichneter Hauptprotagonist am Ende als Jude salviert wird, der »in Auschwitz« war – der bundesdeutschen Variante des »Deus ex machina«. Dieser versöhnliche Schluß machte den Autor und sein Werk kulturbetriebskompatibel, und dennoch kann es als der bisher beste Versuch gelesen werden, einer »Neuen Rechten« literarisch gerecht zu werden.

Lukas Hammerstein: *Die 120 Tage von Berlin. Roman*, Frankfurt a.M. 2003.

Selbst dort, wo Autoren die Schuld-Norm absichtsvoll unerwähnt lassen, bildet sie einen Sperrriegel. Dazu ein Blick auf zwei sogenannte »Berlin-Romane«, die nach 1989 von jüngeren Autoren in großer Zahl produziert wurden und eine moderne, komplexfreie, urbane Literaturentwicklung anzukündigen schienen. Lukas Hammerstein stellt in *Die 120 Tage von Berlin* auf den ersten drei Seiten in bedeutungsschwerem Vokabular dar, daß er die Stadt als Schauplatz und Symbol gewaltiger Veränderung begreift: Es geht »groß«, »riesengroß, vielleicht gigantisch« darin zu, man befindet sich auf dem »Höhepunkt der Orgie«, »eine Ära geht zu Ende« und erzeugt »späte Reue«. Ein »neuer Tag« beginnt, eine »neue Zeitrechnung«, und bedeutungsvoll wölbt sich »der Himmel über Berlin«. Die »Bereitschaft« ist gefragt, »für eine Geste mit dem Leben zu bezahlen«.

Doch die geweckten Erwartungen bleiben unerfüllt. Die Anspielungen an de Sade, Pasolini, Poe, Camus sind lediglich Accessoires, um eine Party-Raver-Spaß-Gesellschaft auszustaffieren, die in einen Neubau am Potsdamer Platz zur Probe wohnt. Hammerstein (Jahrgang 1955) ist kein deutscher Bret Easton Ellis, der in *American Psycho* das Tier aus dem Menschen hervorbrechen ließ. Er kann es – vom Unterschied der Talente abgesehen – gar nicht sein, denn die Darstellung eines metaphysischen Bösen, das zu groß und zeitlos ist, um im Nationalsozialismus aufzugehen, würde diesen relativieren und historisieren. Das aber läßt das verdinglichte Schuld-Bewußtsein nicht zu. Hammersteins Verzicht auf den Schuld-Kotau führt lediglich dazu, daß die mythische Tiefendimension statt verkürzt zu werden völlig entfällt. Die empirische Ebene, auf der sich die eitle Leere der Protagonisten spiegelt, schwebt frei und sinnlos im Raum, so daß der Roman die Nichtigkeit seiner Figuren teilt.

Tim Staffels: *Rauhfaser. Roman*, Frankfurt a.M. 2002.

Eine andere, konventionelle Fehlvariante findet sich in Tim Staffels Roman *Rauhfaser*. Er spielt ebenfalls in der Neuberliner Medien- und Werbeszene, die glaubt, »durch die Osterweiterung (sei) Berlin jetzt Mittelpunkt der Welt« geworden. Um einerseits die Oberflächlichkeit und den Provinzialismus dieser Gesellschaft kenntlich zu machen, andererseits ihre Abgründe aufzuzeigen, winkt der Autor mit dem Zaunpfahl des ewig latenten und verführerischen Nazismus: Der Ich-Erzähler, ein Schriftsteller ohne Werk, verzweifelt an seiner Liebe zu einem außergewöhnlich schönen Jung-Faschisten, und ausgerechnet beim Weihnachtsfondue – rohes, gewürfeltes Fleisch in heißes Öl getunkt – beginnen Vater und Großmutter, Auschwitz zu leugnen.

Es wäre ein großes Betätigungsfeld, die Beschaffenheit und Gründe solcher politischen, geistigen und literarischen Regression literarisch zu erfassen und zu überwinden. Diese Literatur hätte außer dem ästhetischen Nebeneffekt, daß sie Wissensdefizite beheben und Bewußtseinsprozesse auslösen würde. Ohne Tendenzliteratur zu sein, würde sie politische Tendenzen vorbereiten helfen. Dieser Effekt wäre nicht das schlechteste, was Deutschland passieren könnte.

Viel Landlust auf der Intensivstation.

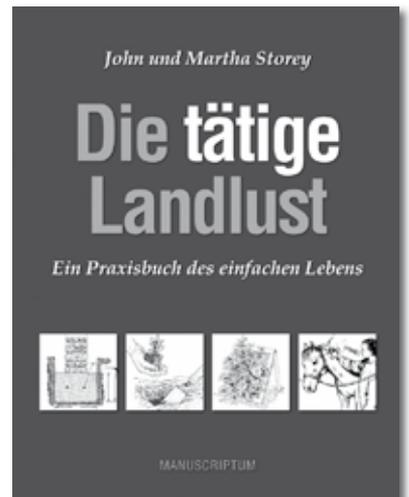
Nüchtern betrachtet genießen heutige Stadtmenschen hinsichtlich ihrer elementaren Lebensbedürfnisse den gleichen Komfort wie Patienten auf der Intensivstation. Beide werden von brummenden technischen Apparaturen über vielerlei Kanülen mit den lebensnotwendigen Stoffen, Wässern und Nährsalzen rundumversorgt. Die Versorgungsschläuche des Stadtbewohners sind als Pipelines, Gas- und Stromleitungen, Just-in-time- und Tiefkühlketten freilich erdumspannend, kreuzen explosive Weltregionen, schlängeln sich durch gewitterschwüle Großmächtsphären, und die Ergiebigkeit der Quellen, aus denen sie sich speisen, ist über Zweifel keineswegs erhaben. Kein Wunder, daß sich hier und dort der Gedanke regt, ein kleines Stück Kartoffelacker, ein sprudelnder Brunnen und ein eigener Herd wären doch wohl Goldes wert. Es wächst die Landlust auf der Intensivstation.

Die Originalausgabe dieses Buchs stammt aus den USA. Dort hat sich der Gedanke der „self-reliance“ (der Begriff erscheint im Untertitel und meint, weil Selbstverantwortung, Vertrauen in die eigenen Kräfte und Zuversicht darin mitschwingen, weit mehr als die deutsche „Selbstversor-

gung“) lebendig erhalten: einerseits als Relikt aus der Pionierzeit, andererseits, weil periphere Teile der USA tatsächlich nicht an die großen Netze angeschlossen sind, und schließlich durch das Beispiel etwa der Amish People, die dem Zusammenbruch einer irrwitzig überkomplexen technischen Zivilisation von ihrem Kutschbock mit Gelassenheit entgegensehen.

Die Grundgeschicklichkeiten des einfachen Lebens.

Die „Basic Country Skills“, so der Titel der Originalausgabe, werden in den USA also von einer reichen Szene gepflegt, gehegt und den sich ändernden Umständen angepaßt. Eine Quintessenz findet sich in diesem Buch: Auf jeweils einer Doppelseite werden die grundlegenden Techniken zu größerer häuslicher Unabhängigkeit in 30 Kapiteln knapp und praxisnah dargestellt: Bewertungskriterien beim Erwerb von Haus und Grund, Planung und Errichtung von Ställen und kleinen ländlichen Nebengebäuden, Kellerbau, Brunnenbau, Wasserversorgung und -aufbereitung, elektrische Notversorgung, klempnerische und elektrische Reparaturen, Garten- und Vorratswirtschaft, Saatgutvermehrung, lohnende Marktzeige für



den Nebenerwerb, Tierhaltung bis zu Techniken des Schlachtens und Küchenpraxis samt Rezepten. Das alles haben wir sorgfältig auf mittel-europäische Verhältnisse übertragen. Weitere Informationen zum Thema werden wir auf unserer Internetseite bereitstellen.

John und Martha Storey: Die tätige Landlust.

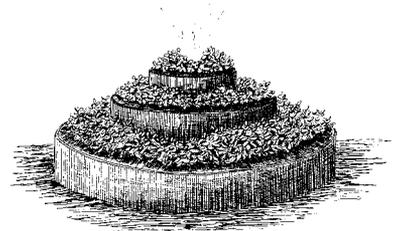
Ein Praxisbuch des einfachen Lebens. 553 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, 22 x 28 cm, gebunden mit Schutzumschlag. ISBN 978-3-937801-421-4 € 39,80



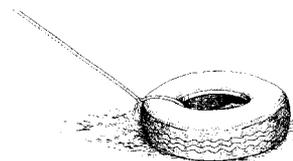
Wassergarten



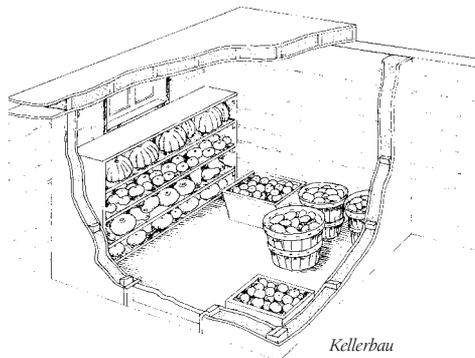
Gurken ziehen



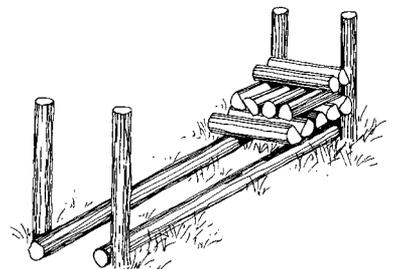
Erdbeerkultur mit Maximalertrag



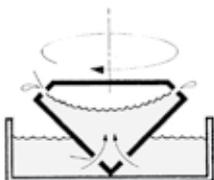
Saatvorbereitung



Kellerbau



Scheitholz stapeln



Zentrifugalpumpe



einfachste Viehtränke

Kleiner Traktat über die Vielfalt

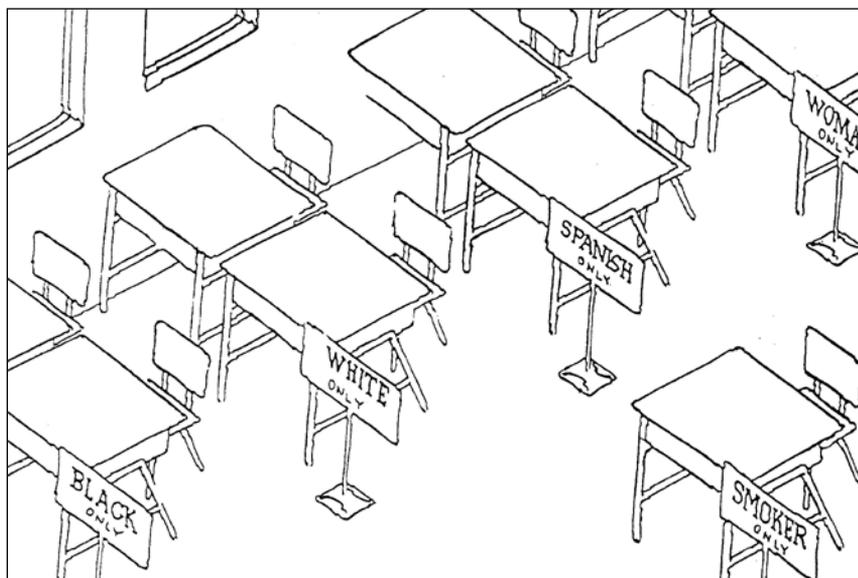
von Martin Lichtmesz

»Ja, macht das Ihnen denn keine Freude, wenn die Vögelein pfeifen?« Mit dieser Frage wurde Armin Mohler einmal von einer »sympathischen Dame in mittleren Jahren« überrumpelt, nachdem er in ihrer Gegenwart über die »Ökomanen« gelästert hatte: »Darauf fiel mir nun wirklich keine Antwort ein.« Ähnlich kann es einem gehen, wenn man es heute wagt, etwas gegen den Gummibegriff von der »Vielfalt« zu sagen. Da könnte die freundliche Dame nunmehr fragen: »Ja, wollen Sie denn lieber in einer langweiligen eintönigen Welt leben anstelle einer bunten, abwechslungsreichen?«

Armin Mohler:
Gegen die Liberalen,
Schnellroda 2010.

Derlei Argumentationen sind so grundfalsch angesetzt, daß man erstmal wirklich nicht weiß, wo man anfangen soll, um den *clusterfuck* an Denkfehlern zu entwirren, der sich darin manifestiert. Was etwa einem Staatsmann antworten, der imstande ist, über die Lippen zu bringen, er wünsche sich eine »buntere« Republik? Die Einfalt, die besonders jenem Personal so penetrant ins Gesicht geschrieben steht, das so gerne von der »Vielfalt« spricht, sorgt dabei für *Titanic*-würdige Pointen, besonders in Kombination mit dem Slogan »Vielfalt statt Einfalt«. Man denke an das zum Löwenbändiger ernannte Über-Lamm Maria Böhmer, deren tantenhafter Habitus ihren Bonmots erst so richtig die aufreizende Würze verleiht. »Diese Menschen mit ihrer vielfältigen Kultur, ihrer Herzlichkeit und ihrer Lebensfreude sind eine Bereicherung für uns alle.« Dieses berühmte Zitat über die in Deutschland lebenden Türken ziert inzwischen als *Running Gag* unzählige Netz-Artikel über Ausländergewalt.

Dennoch gibt heute keine mit Integrations- und Migrationsproblemen beauftragte Institution, die es sich erlauben könnte, die Einwanderungsfrage unter anderen Gesichtspunkten als dem der dubiosen »Vielfalt« abzuhandeln. Ein Muß für die einschlägigen Broschüren und Netzseiten sind Regenbogen-Logos, Graphiken mit händchenhaltenden bunten Männchen und Gruppenfotos von friedfertig lächelnden Menschen mit gelber, beiger, rosa, brauner und sonstiger Hautfarbe, die in multirassischer Eintracht schwelgen. Dieses Bildgenre stammt ursprünglich aus



*Visionäre Karikatur,
70er Jahre*

den USA, wo es fixer Bestandteil von Firmenpräsentationen und Werbeanzeigen jeglicher Art geworden ist. Wem »Vielfalt« nicht prickelnd genug klingt, der kann auch das ebenfalls US-amerikanische Schlagwort »diversity« benutzen, wenn es beliebt, auch in tautologischer Kombination mit ersterem. Das Bildungsprogramm »Eine Welt der Vielfalt e.V.« etwa, »gefördert durch eine Zuwendung der Beauftragten der Senatsverwaltung für Integration und Migration Berlin«, wirbt mit dem Slogan »Unterschiedlichkeit und Vielfalt und zugleich DIVERSITY«.

»Diversity« bezeichnet dabei einen Zustand, der sich quasi aus sich selbst heraus rechtfertigt. Ihre Apologeten bieten zumeist nur vage Begründungen, warum und inwiefern man denn »Unterschiede und Vielfalt als Bereicherung erleben« soll. Unklar bleibt auch, was für einen konkreten Nutzen die Forcierung der »Vielfalt« hat. Versuche, sie rational zu begründen, fallen in der Regel verräterisch aus. Eine 2006 von der Bundesregierung lancierte »Charta der Vielfalt« verpflichtet deutsche Unternehmer, auf freiwilliger Basis »ein Arbeitsumfeld zu schaffen, das frei von Vorurteilen ist. Alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sollen Wertschätzung erfahren – unabhängig von Geschlecht, Rasse, Nationalität, ethnischer Herkunft, Religion oder Weltanschauung, Behinderung, Alter, sexueller Orientierung und Identität«. Die Verpflichtung schließt ein, die »Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter über Diversity (sic) zu informieren« und »sie bei der Umsetzung der Charta einzubeziehen«. Wie diese Umsetzung konkret aussehen soll, dazu schweigt sich dieser nebulöse Katalog voll guter Absichten freilich aus.

In der begleitenden Publikation »Vielfalt als Chance«, deren Titelseite die obligate Rassen-Collage ziert, verkündet Schirmherrin Angela Merkel: »Deutschland ist ein Land der Vielfalt. Für unsere Wirtschaft und Gesellschaft ist Vielfalt ein Erfolgsfaktor, den es zu nutzen gilt.« An selber Stelle Maria Böhmer: »Unsere Botschaft lautet: Vielfalt lohnt sich!« Das klingt nun ebenso lahm, wie es verlogen ist, nämlich ganz so, als hätte man zuerst die wundersame Lukrativität der »Vielfalt« entdeckt, um sie anschließend den Unternehmen als blendende Geschäftsidee aufzunötigen. In Wirklichkeit verhält es sich natürlich genau umgekehrt. Die Unternehmen profitieren vor allem deswegen von Bekenntnissen zur »Charta«, weil sie damit ihr öffentliches Prestige zeitgeistgemäß erhöhen können. Kein Personalchef aber wird annehmen, daß höhere »Diversitäts«-Quoten von beispielsweise Türken oder Schwulen an sich schon die Kassen klingeln ließen. Von einer »Wertschätzung« aufgrund der erbrachten Arbeitsleistung, unabhängig von Hautfarbe, Herkunft oder sexueller Orientierung, ist in der Charta bezeichnenderweise nicht die Rede. Hier soll wohl vor allem die psychologische Basis geschaffen werden, auf der man eines Tages Minderheiten-Quoten nach dem amerikanischen Vorbild der »affirmative action« durchsetzen kann.

Initiativen wie die »Charta« dienen vor allem als kulturhegemoniale Coups zur Verbreitung, Aufwertung und Vernetzung der »Diversity«-Ideologie. Dabei ist das ganze Projekt offenbar eher aus einer Verlegenheit heraus geboren, wie man zwischen den Zeilen errahnen kann: »Technolo-

Thilo Sarrazin:
*Deutschland schafft sich
ab*, München 2010.

Udo Ulfkotte: *Kein
Schwarz. Kein Rot. Kein
Gold*, Rottenburg 2010.

Robert Hepp: »*Multa non
multum: Kulturkritische
Anmerkungen zur
»multikulturellen
Gesellschaft«*«, in: Volker
Beismann/ Markus Josef
Klein (Hrsg.): *Politische
Lageanalyse. Festschrift
für Hans-Joachim Arndt*,
München 1993. Im
Internet abrufbar unter
[http://www.konservativ.
de/mkg/hepp.htm](http://www.konservativ.de/mkg/hepp.htm)

gie, Talente, Toleranz – Die drei großen »T« gelten als entscheidende Standortfaktoren der Zukunft. (...) Der demografische Wandel stellt Deutschland vor große Herausforderungen. Die Erwerbsbevölkerung in Deutschland schrumpft schneller und stärker als in anderen Ländern. (...) Diese Lücke lässt sich auch durch Zuwanderung nicht mehr schließen.« Nun tauchen leider Spielverderber wie Thilo Sarrazin und Udo Ulfkotte auf, die die Propagandabehauptung von der »Vielfalt als Erfolgsfaktor« Lügen strafen, und aufzeigen, daß die praktizierte »Diversity« alles andere als einen ökonomischen Nutzen hat, sondern vielmehr erheblich dazu beiträgt, daß sich Deutschland auch wirtschaftlich »abschafft«. Dennoch wird beharrlich an der »Vielfalt« festgehalten. Sie ist das erlösende Zauberwort, das den Fluch der gerufenen Geister zum Segen vergolden soll.

Robert Hepp wies in dem Aufsatz »*Multa non multum: Kulturkritische Anmerkungen zur »multikulturellen Gesellschaft«*« (2002) darauf hin, daß bereits die Rede von der »multikulturellen Gesellschaft« (MKG), die momentan von der »Diversity« abgelöst wird, eher am Endpunkt als am Anfang einer Entwicklung stand. Man mußte die Suppe rechtfertigen, die man sich eingebrockt hatte. Als der Import von »Gastarbeitern« tatsächlich noch wirtschaftliche Gründe hatte, sprach niemand von einer »multikulturellen Gesellschaft« (geschweige denn von »Vielfalt« und »Bereicherung«), auch nicht, als »zur Kompensation des absehbaren langfristigen Bevölkerungsrückgangs schließlich eine gezielte Wanderungspolitik entwickelt wurde, die durch eine Politik der Integration ergänzt werden sollte. (...) Unter Integration verstand man damals allgemein Assimilation.« Diese »Schmelztiegel«-Strategie scheiterte schließlich: Die Mehrzahl der Ausländer beharrte »stur auf der Respektierung ihrer nationalen Identität. Auch sah man sich zunehmend mit Minoritäten konfrontiert, die sich zwar nicht assimilieren lassen wollten, aber trotzdem politische Gleichberechtigung forderten.«

In diesem Dilemma »schien sich das Konzept der MKG als Ei des Kolumbus anzubieten«, stellte es doch die »Verwirklichung der kosmopolitischen Republik in einem Lande«, »zugleich konsequent pluralistisch und konsequent egalitär«, in Aussicht. Dies wurde zum »Ziel, das die Mehrheit der deutschen Linken nun unter der Fahne der MKG ansteuerte. Der ursprünglich intendierte Zweck der Wanderungspolitik wurde von ganz anderen Zielen überlagert.«

Dieses Ziel ist nun nichts weniger, als die als »alternativlos« betrachtete Transformation Deutschlands in einen Vielvölkerstaat zu »managen« und zu beschleunigen. Der Hauptadressat der »Diversity«-Propaganda ist natürlich die »Mehrheitsgesellschaft« der Stammdeutschen, die sich auf diesem Weg mit der Aussicht anfreunden sollen, in absehbarer Zeit nur mehr eine Minderheit neben vielen anderen zu stellen.

Diese Politik ist inzwischen nahezu allen westlichen Nationen zur *raison d'être* geworden. Wo auch immer »Vielfalt«, »Toleranz« und »Menschenrechte« als oberste Güter firmieren, wird in letzter Konsequenz »die Auflösung der ethnischen Homogenität der europäischen Nationalstaaten« (Hepp) angestrebt. Davon verspricht man sich einen utopischen Endzustand, ähnlich der »klassenlosen Gesellschaft« des Marxismus. Heute führen die politischen Eliten Westeuropas einen kalten Krieg gegen ihre Staatsvölker, die jedoch in ängstlicher bis verblendeter und desinformierter Komplizenschaft an ihrer eigenen Abschaffung mitwirken. Das politische System der Bundesrepublik kennt »Staatsfeinde« und »Verfassungsfeinde«, aber bezeichnenderweise keine »Volksfeinde«. Letztere kennen wir alle beim Namen, und sie stehen dem eigenen Volk nicht weniger feindselig gegenüber als irgendein orientalischer Diktator, denn sie hebeln sein Selbstbestimmungsrecht aus und haben es in einen schleichen Genozid geführt.

Die »Vielfalt« als ethisch-moralisches Gebot wurde zum sinnstiftenden Evangelium einer Zeit, in der der Liberalismus an der äußersten Grenze seiner Selbstentleerung angekommen ist, und »den Mördern die



Öffentlicher Nahverkehr,
Weimar 2010

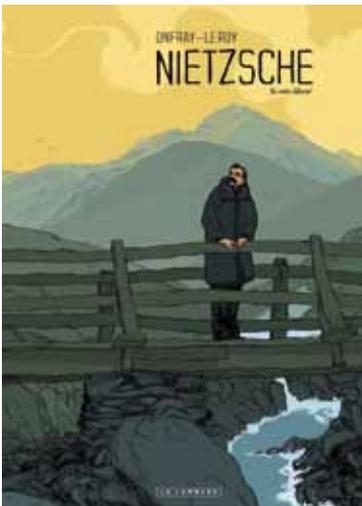
Robert Hepp: *Die
Endlösung der deutschen
Frage*, Tübingen 1988.

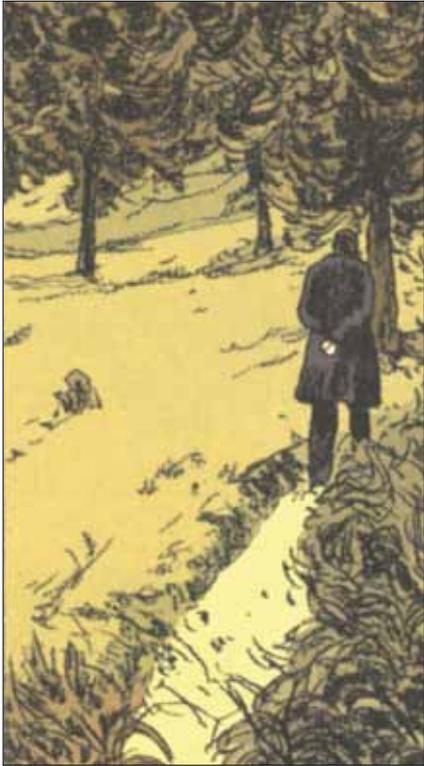


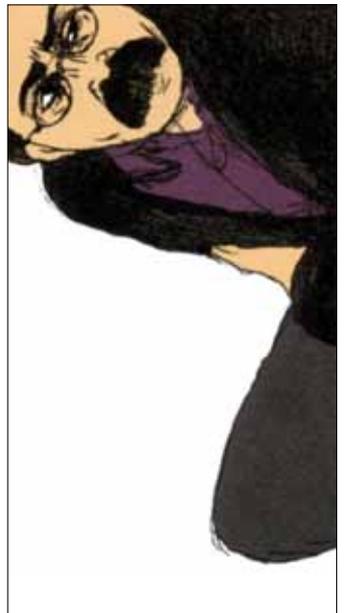
Nietzsche im Comic

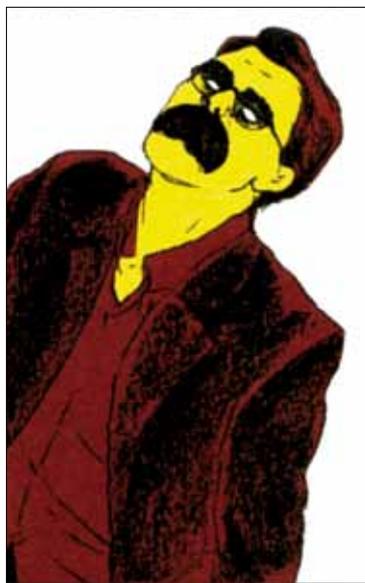
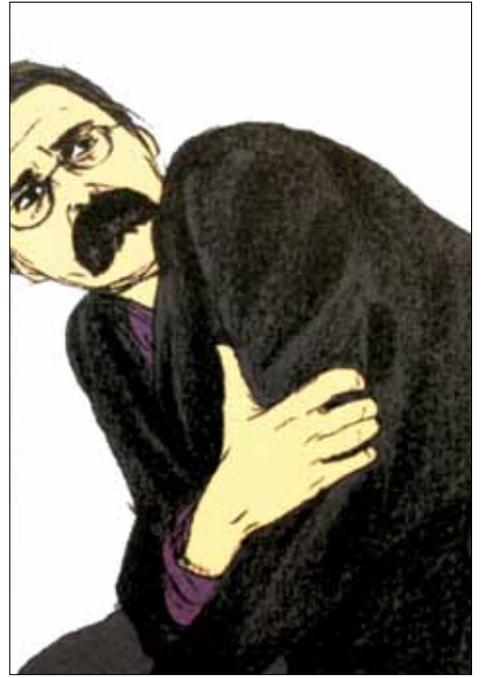
Auch wenn sich der Markt für Comics in Deutschland während der beiden letzten Jahrzehnte deutlich verändert hat, das Angebot sehr viel breiter wurde und auch hochwertige Alben, die im Ausland erfolgreich waren, in Übersetzung erschienen, fristet diese Kunstform bei uns nach wie vor ein Nischendasein. Das hat mit traditionellen – in vieler Hinsicht gut begründeten – Vorbehalten zu tun, aber auch mit fehlender Gewöhnung.

Die Situation ist in Belgien wie in Frankreich deutlich anders, wo nicht nur die Zahl der Spezialgeschäfte für hochwertige Comics um ein vielfaches größer ist, sondern auch die Akzeptanz der Gebildeten. Das erklärt sicher, warum ein Philosoph wie Michel Onfray nicht um seinen Ruf fürchten muß, wenn er den Text für einen Comicband über Nietzsche schreibt. Onfray hat im letzten Jahr Furore gemacht, durch seine Generalkritik an Freud und der Psychoanalyse, hier legt er nun eine Biographie Nietzsches vor, deren besonderer Reiz in der zeichnerischen Gestaltung durch Maximilien Le Roy liegt (Onfray – Le Roy: *Nietzsche. Se créer liberté*, Brüssel: Le Lombard 2010, geb., durchgehend farbig illustriert, 129 S., 19 €). Le Roy hat für die Umsetzung nicht einfach seiner Phantasie vertraut, sondern umfassende Studien zu den historischen Vorlagen gemacht, als Beispiel haben wir das Kopfbild des dahindämmernden Nietzsche und das Naumburger Haus der Familie gewählt. Noch eindrucksvoller sind aber die Versuche, die innere Geschichte Nietzsches sichtbar zu machen, daher wurde auf den Seiten 2 bis 4 dieses Innenteils Le Roys Darstellung der großen Vision von Sils Maria gewählt.









Tür aufschließt« (Ernst Jünger). Ideengeschichtlich ist sie ein Zweig des Pluralismus, der sich vor dem Hintergrund der totalitären Erfahrungen des 20. Jahrhunderts als oberster politischer Wert durchsetzen konnte. Man kann die totalitären Experimente als Antwort auf die Krise der modernen Massengesellschaft verstehen, in der die ewige Frage nach dem dialektischen Verhältnis zwischen dem Einzelnen und der Gemeinschaft mit herkömmlichen Mitteln nicht mehr zu lösen war. Heute dienen sie, von der Rassenpolitik des Nationalsozialismus bis zu den »blauen Ameisen« Maos als Schreckbild, das die »Pluralität« einer Gesellschaft und die Freiheit des Individuums um so wertvoller erscheinen läßt. Das ist Allgemeingut geworden, auch unter denen, die sich dieser Zusammenhänge nicht bewußt sind. Wenn in einem beliebigen Provinznest XY wieder einmal eine NPD-Demo angekündigt ist, dann wissen sich die verschreckten Bürger in der Regel nicht anders zu helfen, als den Gruselgestalten mit Transparenten entgegenzutreten, auf denen »XY ist bunt statt braun« geschrieben steht. Oder eben »Vielfalt statt Einfalt«, was einfältigerweise suggeriert, daß nur die Retardierten, Dummen und Nazidumpfen unter sich bleiben wollen, die Schlaunen, Fortschrittlichen und Aufgeklärten aber für Multikulti votieren.

In der Wirklichkeit jedoch gibt es eine absolute Homogenität ebensowenig wie eine absolute Heterogenität. »Homogen« oder »heterogen« kann eine beliebige Gruppierung nicht an sich sein, sondern nur innerhalb einer bestimmten Kategorie und relativ zu anderen Kategorien: Hautfarbe, Haarfarbe, Religion, Geschlecht, Alter und so weiter. Keine »Gesellschaft«, mag sie in sich so »heterogen« sein, wie sie will, kann ohne einen Mindestgrad von Homogenität und ohne einen verbindlichen gemeinsamen Bezugspunkt bestehen. Die Unfähigkeit, eine notwendige Einheit (»e pluribus unum«) herzustellen, ja diese Problematik überhaupt zu denken, ist ein Hauptgrund des Scheiterns der Ausländerintegration.

Das Bild, das ihre Apologeten von der »Vielfalt« propagieren, reicht banalerweise kaum über eine Art Smartiesrollen-Ästhetik hinaus, in der eine möglichst »bunte« Ansammlung verschiedener Hautfarben auf einem Fleck schon als ausreichend gilt, um »Pluralismus« zu signalisieren. Ein »Smarty« ist eine Schokoladenlinse, die sich von den anderen seiner Sorte nur durch die Farbe ihres Zuckergusses unterscheidet. Von wirklichen Unterschieden zwischen Völkern, Geschlechtern, ja bloßen Individuen, etwa genetischer, biologischer, kultureller, religiöser, politischer, mentaler Art, will man eigentlich nichts wissen. Wo der Linke »Vielfalt« sagt, meint er im Grunde »Vielheit«. Die Idee der Vielfalt als Wert hat in Wirklichkeit ihre legitime Heimat auf der Rechten, während ihre Beschlagnahme durch den politischen Gegner ihre Orwell'sche Verkehrung ins Gegenteil zur Folge hat. »Differenz im Sinne von ›Unterschied‹ ist einer der konservativen Gegenbegriffe zu ›Gleichheit‹, der grundsätzliche Vorzug, den man der Vielfalt gegenüber der Einfalt gibt.«

Hier ließen sich unzählige Belege anführen, von Justus Möser, der den Reichtum der Natur in ihrer wesensmäßigen »Mannigfaltigkeit« erkannte, über Leopold von Rankes »Wollt ihr die Unterschiede vernichten, hütet euch, daß ihr nicht das Leben tötet«, bis zu »neurechten« Standards wie Armin Mohler, Erik von Kuehnelt-Leddihn, Henning Eichberg oder Alain de Benoist und dem inzwischen musealen, aus der Defensive geborenen Schlagwort des »Ethnopluralismus«. Der entscheidende Unterschied zur linken Konzeption der »Vielfalt« ist, daß der Konservative sich diese nicht als kunterbuntes Kuddelmuddel denken kann, in dem letztlich alle Tupfer gleich, gleichwertig und damit gleichgültig sind. Sie muß sinnvoll gegliedert, gestaltet und ausgerichtet sein, Platz für Spannungsverhältnisse lassen, vor allem aber ihren spezifischen Ort haben.

Der Konservative weiß um die historischen, biologischen und räumlichen Faktoren, die das Entstehen und den Erhalt von »Mannigfaltigkeit« überhaupt erst bedingen. Und er weiß auch, daß es keineswegs des Inputs fremder Ethnien oder Religionen bedarf, um eine Nation oder ein Volk »vielfältig« zu machen. Die Behauptung, ethnische Homogenität und »Vielfalt« würden einander ausschließen, ist blanker Unsinn, es sei denn man reduziert den Begriff unzulässig aufs Ethnisch-Rassische, wie es gerade die Antirassisten ständig tun. In einer einzigen größeren Familie kann eine erhebliche »Vielfalt« an Charakteren, physischen Konstitutionen, sozialen Konstellationen und Herkunftsunterschieden aufeinanderprallen. Nicht

Erik Lehnert, Karlheinz Weißmann (Hrsg.): *Staatspolitisches Handbuch. Band 1: Leitbegriffe*, Schnellroda 2009.

Alain de Benoist: *Aufstand der Kulturen*, Berlin 2003.

Erik von Kuehnelt-Leddihn: *Hirn, Herz und Rückgrat*, Osnabrück 1968.

anders ist es mit einer ganzen Nation, die unter ihrem Dach eine große Zahl komplexer Strukturen versammeln kann. Dies haben nun ausgerechnet die Deutschen vergessen, deren komplizierte Nation, »von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt«, immer schon ausreichend »multikulturell« war und einen ungeheuren und nicht immer unproblematischen Reichtum an physiognomischen Typen, Temperamenten, Mundarten, Mentalitäten, Landschaften und historischen Kontinuitäten umfaßte.

Armin Mohler: *Der Nasenring. Die Vergangenheitsbewältigung vor und nach dem Fall der Mauer*, München 1991.

Armin Mohler schilderte in seinem Buch *Der Nasenring*, wie überrascht er während seines Aufenthalts in Deutschland im Jahre 1942 über dessen »eigenartige und wohl auch einzigartige Vielfalt« war: »Das Volk, das sich in den Augen des Auslandes, von Freund und Feind, als Phalanx von Gleichgerichteten mit einheitlichem Willen ausnahm, erwies sich bei näherem Zusehen als ein verwirrendes Geflecht von Eigenheiten, Besonderheiten und Verschiedenheiten.« Diese Beobachtung verband er mit einer seiner typischen Provokationen: »Und doch hielt es zusammen und war imstande, einen Krieg – und was für einen! – zu führen!«, und dies in einem einzigen Jahrhundert gar zweimal. Er kommt zu einem Schluß, der ironischerweise an den »diversity is strength«-Slogan der amerikanischen Multikulturalisten erinnert: »Vielleicht war es gerade die labyrinthische Vielfalt Deutschlands, die den Deutschen eine solche Leistung ermöglichte; durch ein so gewachsenes Gehäuse fegt ein Sturm nie ganz durch; die Abschottungen schaffen Freiräume (»Nischen« im Sinne Gehlens), aus denen immer neue Kraft gewonnen werden kann.«

Die Linken und Linksliberalen können die »Vielfalt« dagegen nur ortlos und schematisch denken. Sie ist für sie nur insofern interessant, als sie als »Ferment der Zersetzung« gegen die »Mehrheitsgesellschaft« einsetzbar ist. Das führt dazu, daß am Ende doch wieder der typisch linke Haß auf jedes Anderswo und Anderswie zum Vorschein kommt. Alles muß »bunt« gemischt sein, und wehe jedem wie das Gallierdorf des Asterix verteidigten Flecken, der es noch wagt, sich den Zwangssegnungen der »Diversity« zu verweigern. Die »Diversen«, die die »Buntheit« bringen sollen, die uns nie gefehlt hat, werden dabei stets aus denselben außereuropäischen Reservoirs geschöpft, die überbersten von »ethnisch homogenen« Menschenmassen. In Europa angekommen, verharren sie in der Segregation, bilden raumgreifende Kontingente, die die Städte afrikanisieren, orientalisieren, asiatisieren und einander angleichen. Damit wird uns auch die Freude am Exotischen und Fremden zerstört, wenn dieses unseren Alltag besetzt und vor unserer Haustür regiert. Muslimisch besetzte Zonen wachsen stetig, und sie bringen überall, von London, Paris und Malmö bis Rotterdam, Berlin und Köln die gleichen Straßenbilder, die gleichen Konflikte, die gleiche Sorte Kulturkämpfer, Mörder, Vergewaltiger und Terroristen hervor. Das Szenario eines Europas, das in naher Zukunft »aus schwarzen oder maghrebinischen Afrikanern und Asiaten aus allen unerschöpflichen Winkeln der Dritten Welt bestehen wird, unter der Vorherrschaft des Islams in seiner fundamentalistischen und dschihadistischen Ausprägung« (Jean Raspail) ist beklemmend nahe gerückt. Am Ende werden die Vorantreiber der »Diversity« die wunderbare und echte Vielfalt der europäischen Völker mutwillig und verbrecherisch vernichtet haben. Wenn eines Tages die Muezzin-Rufe von Oslo bis Marseille ertönen und das weiße Europa verschwunden sein wird, wird es niemanden mehr geben, der sich über mangelnde Vielfalt beklagen und »bunte« Gesellschaften herbeisehnen wird. Im Neuen Testament heißt es: »Jedes Reich, das mit sich selbst uneins ist, wird verwüstet, und jede Stadt oder jedes Haus, das mit sich selbst uneins ist, kann nicht bestehen.« (Mt 12, 25).

Jean Raspail: *Das Heerlager der Heiligen*, Tübingen 1985.

Die chaotische Vielheit ist indessen nicht nur eine Wurzel der Zwiebrucht und des Krieges, sondern entstammt auch dem dämonischen Bereich. »Legion heiße ich; denn wir sind viele«, antwortet der in den Besessenen gefahrene Teufel auf Christi Frage nach seinem Namen. Unter »Vielfalt e.V.« findet man folgerichtig auch einen Verein, der sich der Therapie von »Trauma und Dissoziation«, also schweren psychotischen Identitätsstörungen, verschrieben hat. Die Multikulturalisten mögen zum Teil nach dem alten Kalkül des »Teile und herrsche« agieren; sie sind zum guten Teil aber auch gewiß von einem pathologischen Wahn befallen, in dem Selbsthaß und Heilserwartung ineinander greifen. Die Teufel stürzen sich mit Vorliebe auf morsche Körper und Seelen, an denen sie dann ihr wütendes Abbruchswerk vollziehen. Hat es da noch Sinn, sie zu exorzieren?

konmo.de



NEU! 22.50 € statt 24.95* €

Popkultur?
Konservative Mode?
Provokation?



NEU! 22.50 € statt 24.95* €

Bei uns erhalten Sie
Mode mit politischer
Aussage, gegen den
Zeitgeist, für den
konservativen
Umschwung.



NEU! 19.95 € statt 21.95* €

Auch Polohemden,
Sweatshirts, Zip-
Jacken und Caps
sind lieferbar.
Wir erweitern
ständig unsere
Motiv-Auswahl.



19.95 €



19.95 €

Viele Motive sind
in verschiedenen
Farben lieferbar,
wir führen Größen bis 3XL.



24.95 €

* = Neue Motive lieferbar
ab Mitte April, bis dahin zum
reduzierten Vorzugspreis.



21.95 €

Kontakt:

Konmo.de
Schulstraße 10
37534 Gittelde



21.95 €

Tel. 01578 8290865 / Fax 05584 942718
e-post: infokonmo.de / www.konmo.de

Ist Kultur schädlich?

von Thomas Bargatzky

»Kultur« ist zu einem Schlüsselbegriff zeitgenössischer politischer, wirtschaftlicher und feuilletonistischer Diskurse geworden. Was aber ist »Kultur«? Antwort: ein politischer Schadensfaktor – wenn der Kulturbegriff losgelöst von der jeweiligen historischen Gesamtlage betrachtet wird, wie es beispielsweise in den Debatten um die »multikulturelle Gesellschaft« geschieht. Dieser romantisierende, relativistische Kulturbegriff kann politisch virulent werden, wie die Integrationsdebatte zeigt: In seinem Namen wird die Herausbildung von Parallelkulturen als »bunt« und »bereichernd« verklärt, ohne daß die politischen Konsequenzen bedacht würden. Es ist aber falsch, »Kulturen« als in sich geschlossene, homogene und in ihrer Identität zu bewahrende Gebilde und nicht als dynamische, anpassungsfähige und veränderbare Größen zu verstehen. Menschen sind nicht zu ihrer Kultur verurteilt; Assimilation ist kein Verbrechen gegen die Menschlichkeit, sondern ein normales historisches Geschehen. Die Leugnung dieses einfachen Sachverhalts war hierzulande viel zu lange ein unhinterfragtes politisches Credo. Integrationsverhindernde Maßnahmen im Namen der Förderung von Multikulturalität waren die Folge – nicht nur in Deutschland.

Der heute gängige Begriff von Kultur als Gesamtheit bestimmter individueller und kollektiver Eigenschaften und menschlicher Leistungen steht am Ende einer langen Entwicklung. Das lateinische Substantiv *cultura* (Ackerbau) geht bekanntlich auf *colere* zurück (dt. betreiben, pflegen, bilden, schmücken) und bezieht sich auf die Sachbereiche vom Körperlich-Materiellen bis zum Geistigen. Seine ursprüngliche Bedeutung war: Pflege der äußeren Natur, um deren Wirksamkeit zu erhöhen, deren Kraft zu organisieren, um so die Natur zu überwinden und zu beherrschen. Diese Bedeutung wurde auch auf das Individuum übertragen. *Cultura* bezog sich dabei stets auf eine bestimmte Qualität des Handelns, nämlich das sorgfältige Handeln. Das moderne Verständnis von »Kultur« als Resultat von Handlungen, als Gesamtheit der sozialen Lebensformen und -prozesse, der geistigen und materiellen Arbeitsmittel und ihrer Resultate bil-

Joana Breidenbach und Pál Nyíri: *Maxikulti*, Frankfurt a.M. 2008.

Die Darstellung der Geschichte des Kulturbegriffs stützt sich auf die noch heute unverzichtbare Abhandlung von Joseph Niedermann: *Kultur. Werden und Wandlungen des Begriffs und seiner Ersatzbegriffe von Cicero bis Herder*, Firenze 1941.

dete sich erst seit den 70er Jahren des 18. Jahrhunderts heraus. Dabei wurde der Begriffsinhalt erweitert, und zwar durch die Übertragung des Wortsinnes vom Individuum (»Kultiviertheit«) auf das Volk, den Staat, den Wohnkreis, ja sogar die ganze Menschheit. »Cultur« wurde in diesem Sinn noch bis zur Romantik im Singular verwendet – man sprach noch nicht von »Kulturen«. Erst in der Romantik (Herder, »Volksgeist«) konsolidierte sich der Kulturbegriff zu jener modernen relativierenden, kulturvergleichenden Gestalt, die es möglich macht, heute im Plural von »Kulturen« zu sprechen.

Die Pluralform wird egalisierend verwendet, um die Vorstellung der Gleichwertigkeit der Leistungen von Kollektiven vor dem Hintergrund der Rahmenbedingungen ihrer historisch gegebenen Entwicklungsmöglichkeiten zum Ausdruck zu bringen. Dieser moderne Kulturbegriff gewann erst im Zusammenhang mit der Herausbildung der Nation (als politischer Begriff) und des Nationalstaats seine heute allgemein akzeptierte Gestalt. Daher ist die egalisierend-kulturrelativistische Sicht auf »Kultur« irreführend: Man kann nicht einfach moderne und vormoderne menschliche Symbioseformen miteinander vergleichen, ohne den »historischen Ort« bestimmter Symbioseformen zu berücksichtigen. Kultur gewinnt nämlich ihre je besondere Form und Bedeutung aus den in der Gesamtlage miteinander verwobenen historischen, politischen, ökonomischen, sozialen und ideellen Faktoren und Voraussetzungen. Ein kurzer Blick auf den Verlauf der Menschheitsgeschichte und den Wandel der Bedeutung von »Kultur« macht dies deutlich.

Die Gliederung der Menschheitsgeschichte in drei Stadien hat sich als Ordnungsmuster bewährt. Das Problem der Art und Ausprägung der Kultur kann erst vor dem Hintergrund dieses Wandels verstanden werden. Unter der Voraussetzung, daß die Beschaffung der zum Lebensunterhalt notwendigen geistigen und materiellen Mittel zu allen Zeiten sichergestellt werden muß, empfiehlt sich die Periodisierung von Ernest Gellner, da sie von den grundlegenden Formen der Produktion und Reproduktion der Lebensbedingungen ausgeht. Damit ist kein ökonomischer Determinismus verbunden, denn die Produktionsweise bestimmt zwar die Probleme unserer Lebensgestaltung, nicht aber gleichsam automatisch die Lösungen, die wir für diese Probleme finden.

Gellner unterscheidet Voragrarische, Agrarische und Industrie-/Marktgesellschaft voneinander. Die Voragrarische Gesellschaft beruht auf dem Prinzip des Gabentausches und der Gegenseitigkeit. Sie setzt mit den biotisch modernen Wildbeutern der jüngeren Altsteinzeit (ca. 60–40 000 v. Chr.) ein und umfaßt auch die frühen Pflanzergesellschaften und die Hirtenkulturen. Das Clansystem ist in diesem Stadium entstanden. Aufgrund der diesen menschlichen Symbioseformen inhärenten Flexibilität können sie sich in den Rahmen umfassender politischer Ordnungen einfügen, daher überdauern sie in großer Mannigfaltigkeit bis in die Gegenwart.

Voragrarische Gesellschaftsstrukturen gewinnen Anpassungsvermögen und Dauerhaftigkeit aus dem Umstand, daß das Individuum, um produzieren und sich reproduzieren zu können, auf die Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft angewiesen ist, in die es hineingeboren wird und deren Mitglied es in der Regel lebenslang bleibt. Diese Gemeinschaft ist im Besitz der dinglichen und ideellen Produktionsmittel. Der französische Ethnologe Marcel Mauss hat bereits 1925 ausgeführt, daß es in der Voragraren Gesellschaft nicht auf die Respektierung der »kulturellen Unterschiede« im modernen Sinn ankomme, sondern auf die Bezeugung von Loyalität, Gegenseitigkeit im Geben und Nehmen, Fürsorge, Gefolgschaftstreue. Kultur – Bräuche, Werte, Normen, Verhaltensmuster – entspringt damit gleichsam den überlebenswichtigen menschlichen Beziehungen.

Dies gilt ebenso für die Agrarischen Gesellschaften. Darunter versteht Gellner die alten Zivilisationen, die vor ca. 5–6000 Jahren in die Geschichte eintraten und die in Europa in Gestalt der vielgestaltigen, großen und kleinen dynastischen Reiche und Herrschaften bis an die Schwelle der Moderne reichten. Auch die Ordnung der Agrargesellschaften wird durch ein komplexes Gefüge von Patronage-, Gefolgschafts- und Klientelsystemen untermauert. Hinzu tritt die Vorstellung einer durch die Gottheiten gegebenen Hierarchie von Rängen und sozialen Schichten. Dieser Art der Gesellschaftsverfassung entspricht ein differenzierter Polytheismus; sie ist aber auch mit monotheistischen Glaubenssystemen vereinbar

Ernest Gellner: *Plough, Sword and Book*, London 1988; dt. Ernest Gellner: *Pflug, Schwert und Buch*, München 1993.

Olivier Roy: *Der falsche Krieg. Islamisten, Terroristen und die Irrtümer des Westens*, München 2007.

Marcel Mauss: *Soziologie und Anthropologie*, 2 Bde., Frankfurt a.M. 1989.

(Heiliges Römisches Reich, Osmanisches Reich), wo der Herrscher zwar kein Abkömmling Gottes sein kann, aber sein weltlicher Stellvertreter oder »Schatten«.

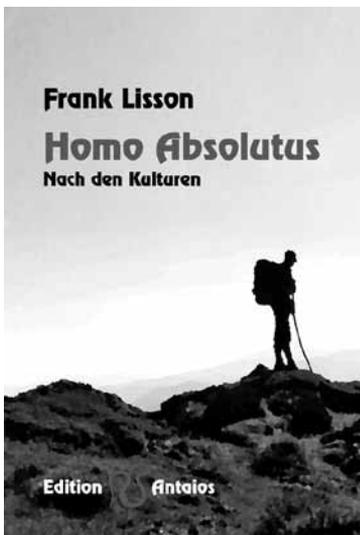
Die Agrargesellschaft hängt von der Bewahrung eines komplexen Rangsystems ab, daher ist es wichtig, daß die unterschiedlichen Ränge und Schichtenzugehörigkeiten durch Umgangsregeln sicht- und spürbar werden, zu denen auch rhetorische Formeln und Vorschriften zählen. Die Mitglieder einer sozialen Schicht sind bestrebt, sich so deutlich wie möglich von der jeweils unteren und oberen Schicht zu unterscheiden. Die Agrargesellschaft fördert aus diesen Gründen die kulturelle Differenzierung, wobei die Kommunikation sowohl der Mitglieder einer bestimmten Schicht untereinander als auch die Kommunikation zwischen den Schichten klaren Regeln unterworfen ist. Adlige duellierten sich grundsätzlich nur mit anderen Adligen. Daher ist die Agrargesellschaft die prototypische multikulturelle Gesellschaft. Ihr kultureller Pluralismus verträgt sich gut mit stabilen, hierarchisch regulierten und nach Berufsständen organisierten Systemen. Tätigkeit und gesellschaftliche Stellung werden von Generation zu Generation weitervererbt.

Vormoderne und moderne Gesellschaften unterscheiden sich signifikant voneinander, denn in den vormodernen Gesellschaften ist »Kultur« die Resultante wichtiger Beziehungen, die der Ethik der Konzentrischen Ordnung unterliegen. In der modernen Gesellschaft stiftet dagegen »Kultur« Beziehungen; hier gilt das Primat des Allgemeinen. Die Interessen der Allgemeinheit – der Bürgerschaft, des Staates, der Nation – stehen höher als die Privatinteressen. Welthistorisch betrachtet, so der Soziologe Trutz von Trotha, kann man jedoch die moderne Vorstellung vom Primat des Allgemeinen im staatlichen und öffentlichen Raum nur als »exotisch« bezeichnen. Der interkulturelle und historische Normalfall ist die »konzentrische Ordnung« der sozialen Welt. »In der konzentrischen Ordnung gilt der Vorrang der primären Beziehungen: Am meisten fühlt man sich dem – ganz wörtlich genommen – Nächsten verpflichtet; je größer und inklusiver die soziale Einheit wird, desto mehr nimmt der Grad an geschuldeter Loyalität ab ... Typischerweise ist der Nächste auch das Mitglied des ›Volkes‹ oder der ›Ethnie‹, der wir angehören. Sie sind es, denen wir Loyalität schulden; vorrangig ihnen gegenüber gilt der Grundsatz der Gegenseitigkeit ... Die konzentrische Ordnung kennt nicht die Trennung zwischen dem Allgemeinen und Besonderen im Bereich des Öffentlichen; sie ist im Gegenteil eine Ordnung der Privilegien«.

Unter den Bedingungen der Moderne (Aufklärung, Säkularisierung, Industrialisierung) verändern sich das Beziehungsgefüge der Menschen zueinander und damit die Bedingungen der Kommunikation grundlegend: Das Erkennen löst sich von der Autorität sowohl der Schrift als auch der Gesellschaft. Nicht mehr transzendente Mächte und ihre irdischen Vertreter sind haltgebende Instanzen, sondern die bedeutunggebende Kultur als Funktion des Zusammenhalts der Gesellschaft. Loyalität schuldet man nicht mehr den Eltern, dem Haushaltsvorstand, dem Lehnsherrn, dem Herrscher, dem Clan usw., sondern der Nation und ihrer Kultur. Nationen werden als Träger einer je eigenen Kultur begriffen, die zum Gegenstand der Verehrung wird. Damit gewinnt der moderne Begriff von Kultur eine identitätsstiftende Bedeutung, die ihm zuvor nicht zukam.

Dies hängt mit der Entwicklung der modernen Industrieproduktion und der Marktwirtschaft zusammen: Nur ein verschwindender Teil der Güter wird privat produziert und vom Produzenten gleich verbraucht. Das Gros der Konsumgüter durchläuft den Markt als Waren. Zum einen müssen daher die Produktivkräfte so entwickelt sein, daß eine Minderheit von Lebensmittelproduzenten ausreichend Nahrung für die gesamte Gesellschaft erzeugen kann und zum anderen muß die politische Macht damit einverstanden sein oder es notgedrungen zulassen, daß ein wesentlicher Teil der Produktion frei auf dem Markt angeboten werden kann. Diese Produktionsbeziehungen müssen ideologisch durch entsprechende philosophische oder religiöse Überzeugungen als Ausdrucksformen der Leitidee des Primats des Allgemeinen stabilisiert werden (Liberalismus, instrumentelle Vernunft, »protestantische Ethik«). Die politische Arena, in der dies alles stattfindet, bildet der sich in Form einer allgemeinen Referenzkultur artikulierende Nationalstaat, der durch Schulwesen, Symbole, Vereine getragen wird und sich zuerst in Westeuropa entwickelt hat. In der mo-

Trutz von Trotha: »Die Zukunft liegt in Afrika. Vom Zerfall des Staates, von der Vorherrschaft der konzentrischen Ordnung und vom Aufstieg der Parastaatlichkeit«, in: *Leviathan 28* (2000).



Der Weltstaat – Zielpunkt aller globalistischen Bewegungen – kann »Kulturen« nur noch als Folklore gelten lassen. Wer in den Abgrund schauen möchte, sollte zu Frank Lissons Homo absolutus greifen und in einem Zustand »Nach den Kulturen« nach dem suchen, was noch Bestand hat.

Homo absolutus. Nach den Kulturen, 496 Seiten, 19 €.

deren Industriegesellschaft wurde die alte qualitativ-ständische Arbeitsteilung zwischen den Gesellschaftsklassen aufgelöst und durch eine mobile und homogene Bevölkerung aus spezialisierten, funktionsbestimmten Fachleuten ersetzt. »Der kulturelle Pluralismus verträgt sich gut mit der Existenz bäuerlicher Gemeinschaften und mit stabilen und hierarchisch geordneten berufsständischen Systemen, bei denen Tätigkeit und gesellschaftliche Stellung von einer Generation zur nächsten weitervererbt werden. Hingegen verträgt er sich außerordentlich schlecht mit mobilen Bevölkerungen, deren Kultur von einem staatlich überwachten Erziehungssystem abhängt« (wiederum Gellner: *Pflug, Schwert und Buch*). Die für große Agrarstaaten typische und auch nützliche kulturelle Mannigfaltigkeit wurde zum Problem für mobile und aufgrund des allgemeinen Schulwesens literate Bevölkerungen.

Die Antwort auf dieses Problem gaben Nation und Nationalstaat. Sie sind historisch junge Erscheinungen, die unlösbar mit Säkularisierung, bürgerlicher Gesellschaft und Marktwirtschaft verbunden sind. Die Nationalbewegungen des 19. Jahrhunderts gingen von der angenommenen oder zu schaffenden Übereinstimmung zwischen einem Gebiet und einer ethnisch-sprachlichen – also kulturell bestimmten – Gruppe aus. Ihren historischen Sinn gewinnt die Nationalbewegung durch die Schaffung lebensfähiger Wirtschaftsräume; daher spielte der Nationalgedanke ja auch in den Schriften der Schöpfer des Marxismus-Leninismus eine bedeutende Rolle. Die marxistisch-leninistische Theorie ist markant national ausgerichtet, die gegenwärtigen »Linken«, zumindest in Deutschland, haben das vergessen.

Die Etablierung von Parallelkulturwelten in modernen nationalstaatlich verfaßten Kommunikationsräumen weist zurück auf den Ständestaat; sie zerstört die kommunikativen Grundlagen lebensfähiger moderner Wirtschaftsräume und schadet damit nicht zuletzt auch den Interessen der arbeitenden Bevölkerung. Daher stieß ja auch die Forderung des austromarxistischen Theoretikers Otto Bauer, den Nationalitäten im Habsburgerreich die »nationalkulturelle Autonomie« im Schulwesen und der Pflege der eigenen Sprache zu gewähren, auf den kompromißlosen Widerspruch der Theoretiker des klassischen Marxismus-Leninismus. Der soll damit nicht verteidigt werden, aber dieser Sachverhalt zeigt, daß der Nationalgedanke an sich eben nicht »rechts« ist, sondern eine notwendige Folge der Modernisierung. Wer sich als Professor oder Politiker, Publizist oder PastorIn an »bunten Republiken« erfreut, verrät einen infantilen Mangel an Einsicht in das Zusammenspiel von Kultur und moderner Gesellschaft. Denn unterhalb dieser nationalen Referenzkultur bleibt zwar Raum für die kulturelle Mannigfaltigkeit regionaler Dialekte und Brauchtumsformen. Diese Unterschiede dürfen aber keine politische Rolle spielen; der Schirm der verallgemeinerten nationalen Referenzkultur muß aufgespannt bleiben, der einzelne muß sich, bei allen realen kulturellen Unterschieden, dieser Kultur zugehörig fühlen. In Jugoslawien etwa brach Anfang der neunziger Jahre dieser Schutzschirm zusammen. Dieses Beispiel macht deutlich, daß die Nation ein fragiles Gebilde ist. Wer ihre Grundlagen in Frage stellt, aus Naivität, Unkenntnis oder politischem Kalkül, fügt dem Gemeinwesen Schaden zu.

W. I. Lenin: *Über die nationale und die koloniale Frage*, Berlin 1960.

J. Stalin: *Der Marxismus und die nationale und koloniale Frage*, Berlin 1950.

Sarrazins Impuls und die »Tabus bis zur Verlogenheit«

ein Gespräch mit dem Kommunikationswissenschaftler
Hans Mathias Kepplinger

SEZSSION: Sehr geehrter Herr Prof. Kepplinger, wie hat sich das Meinungsklima in Deutschland durch den Fall Sarrazin verändert?

KEPPLINGER: Die Meinungen selber haben sich wahrscheinlich nicht verändert. Aber die Bereitschaft, die eigene Meinung in der Öffentlichkeit zu äußern, hat massiv zugenommen. Vor Sarrazin gab es offensichtlich schon sehr viele Menschen in Deutschland, die die Auffassungen Sarrazins teilten und natürlich weiterhin teilen. Bei diesen Menschen hat es sich nicht nur um Unbekannte gehandelt, sondern durchaus auch um Angehörige der Eliten, die normalerweise in den Medien vertreten sind. Aber ein Großteil dieser Menschen hatte nicht den Mut, ihre Meinung öffentlich zu äußern. Das hat sich durch Sarrazin erheblich verändert.

SEZSSION: Jürgen Habermas spricht in seinem Buch *Strukturwandel der Öffentlichkeit* von der »quasi-öffentlichen Meinung« als einer Auffassung, die von einer medial dominierenden Minderheit als eigentliche öffentliche Meinung dargestellt und durchgedrückt werde. Hat sich in diesem medial-politischen Komplex etwas getan?

KEPPLINGER: Bei dieser »quasi-öffentlichen Meinung« hat es sich, wenn man der Begrifflichkeit von Habermas folgt, um die Meinungen gehandelt, die vor Sarrazin dominiert haben. Sie waren, wie man heute sieht, medial gemacht und kamen auch noch in den rituellen Stellungnahmen zu Sarrazin von Bundeskanzlerin Merkel und Bundespräsident Wulff zum Ausdruck. Im Laufe der Wochen hat sich dann für viele überraschend herausgestellt, daß ein Großteil der in der Öffentlichkeit bedeutsamen Personen die Meinung von Sarrazin teilt und sich nicht mehr mundtot machen läßt. Als Konsequenz daraus hat ein erheblicher Wandel des Meinungsklimas stattgefunden, der auch breitere Schichten erreicht hat.

SEZSSION: Ganz besonders kann man dies an der Person Frank Schirrmachers nachvollziehen. Er hat ja zunächst in einer sehr staatstragenden

Art versucht, mit seinem Artikel über »Sarrazins drittes Buch« einen medialen Todesstoß zu setzen. Drei Wochen später ist er dann umgeschwenkt und hat sich an die Spitze der Befürworter von Sarrazin gestellt. Wie bewerten Sie dieses Verhalten?

KEPPLINGER: Das war schon außerordentlich geschickt. Es war nicht unbedingt moralisch, aber es war klug. Schirrmacher hat höchstwahrscheinlich auf die ausgesprochen kritischen Stellungnahmen zu seiner ursprünglichen Äußerung aus dem eigenen Haus reagiert. Es gab ja mehrere prominente Autoren der *FAZ*, die sich ganz deutlich für Sarrazin bzw. gegen seine Anprangerung ausgesprochen haben. Dies richtete sich unausgesprochen aber erkennbar auch gegen Schirrmachers Verurteilung Sarrazins mit zum Teil fragwürdigen Argumenten. Dieser Kritik hat er sich geschickt angepaßt.

SEZSSION: Das bedeutet doch nichts anderes, als daß Meinungsfreiheit im Fall Sarrazins auch etwas mit Marktmacht – in diesem Fall 1,3 Millionen verkaufte Bücher – zu tun hat und daß dem Schirrmacherschen Todesstoß ausgeliefert bleibt, wer über diese Power nicht verfügt.

KEPPLINGER: Der Verkauf von 1,3 Millionen Büchern ist vor allem ein Indikator für die Meinung im politisch interessierten Bürgertum. Es geht also nicht um Marktmacht, sondern um Meinungsmacht, und dabei spielt es keine Rolle, ob alle Käufer das Buch gelesen haben. Die meisten haben es vermutlich nicht gekauft, um sich überzeugen zu lassen, sondern weil sie überzeugt waren. Mit einem solchen Buch ändert man keine Meinungen, man verschafft ihnen öffentliche Geltung, und wer nicht mit einer schweigenden Mehrheit rechnen kann, hat in der Tat keine Chance gegen einen einflußreichen Publizisten, der für zahlreiche Kollegen spricht.

SEZSSION: Sehen Sie Einschränkungen der Meinungsfreiheit in Deutschland, die am Fall Sarrazin deutlich werden?

KEPPLINGER: Man muß zwei Arten von Meinungsfreiheit unterscheiden. Das eine ist die juristische verbrieftete Meinungsfreiheit, und juristisch gesehen hat es keine Einschränkung gegeben – auch im Fall Sarrazin nicht. Auf der anderen Seite steht die sozial-psychologische Meinungsfreiheit, die Freiheit, die eigene Meinung zu äußern, ohne das Risiko einzugehen, daß man mundtot gemacht oder moralisch diskreditiert und gesellschaftlich isoliert wird. In diesem zweiten Sinn war die Meinungsfreiheit eindeutig eingeschränkt. Diesen Sachverhalt muß man aber in einem breiteren Kontext sehen. Es gibt zum Glück immer Dinge, die man nicht-öffentlich sagen kann. Wenn alle alles sagen dürften, was sie denken, wäre die Gesellschaft unerfreulicher, als sie ist. Die entscheidende Frage lautet, wo ist die Grenze zur Intoleranz gegen Einzelne auf der einen und zur Beschädigung der Gesellschaft auf der anderen Seite? Das gilt auch für diesen Konflikt. Zwar gehen sowohl die Anhänger als auch die Gegner von Sarrazin noch immer ein gewisses persönliches Risiko ein, wenn sie sich für oder gegen ihn und seine Thesen aussprechen. Ganz risikolos ist das auch heute nicht. Allerdings hat sich die Diskussion deutlich in den Freiraum zwischen den erwähnten Extremen verlagert.

SEZESSION: Welche Konflikte und Sachdebatten sollten mit der Skandalisierung von Sarrazin unterdrückt werden?

KEPPLINGER: Im Hintergrund steht seit mehr als 20 Jahren die Frage: Wie sollen wir Deutschen mit Ausländern umgehen? Dabei geht es vor allem um das grüne Projekt einer multikulturellen Gesellschaft. Im Laufe der Jahrzehnte hat sich herausgestellt, daß dieses Projekt – zumindest in der Weise, wie es von den Grünen gedacht wurde – nicht realisierbar ist. Es hat schon einmal einen Versuch gegeben, eine Gegenposition dazu aufzubauen: Das war die positive Idee der deutschen Leitkultur, die damals noch in einem Sturm der Entrüstung untergegangen ist. Nachdem Sarrazin die negative Idee des Verschwindens dieser Kultur formulierte, hat sich das Blatt gewendet. Im Hintergrund steht also die Frage, ob die Deutschen eine Nation mit einer eigenständigen Kultur sind und bleiben sollen, oder ob sie besser in irgendeiner Welt- oder Europakultur aufgehen sollten. Damit verbunden ist natürlich das Selbstwertgefühl derer, die die Idee der multikulturellen Gesellschaft vertreten und kritisiert haben. Nicht zuletzt um das geht es und dies erklärt einen Teil der Leidenschaft, mit der die Thematik diskutiert wird.

SEZESSION: Hat Sarrazin Tabus gebrochen, die sinnvoll waren?

KEPPLINGER: Ich kann das nicht erkennen. Es hat gravierende Tabus bis zur Verlogenheit gegeben. Fast jeder hat Freunde und Bekannte, die man als Gegner der Thesen von Sarrazin betrachten kann, die aber ihre Kinder nicht in öffentlichen Schulen geschickt haben, damit sie

nicht in Klassen mit einem hohen Ausländeranteil gehen müssen. Diese Art von Verlogenheit ist inzwischen nicht mehr so ohne Weiteres in der Öffentlichkeit zu vermitteln. Das halte ich für einen Fortschritt.

SEZESSION: Das heißt, Sarrazin hat keine Tabus gebrochen? Er hat beispielsweise nicht irgendwelche Migrantengruppen diffamiert?

KEPPLINGER: Er hat Tabus gebrochen, aber er hat keine gebrochen, die es wert gewesen wären, daß man sie bewahrt hätte. Er hat das Tabu gebrochen, daß man über bestimmte Mißstände, die es beim Blick auf die Ausländer gibt, einfach nicht gesprochen hat. Dieses Tabu hat er gebrochen und das ist sein Verdienst.

SEZESSION: Sie sind also der Meinung, daß dies vor Sarrazin noch nicht sagbar war und diejenigen, die es gesagt haben, gegen eine »Mauer aus Kautschuk« gerannt sind. Ist Sarrazin insofern der erste, der diese Mauer übersprungen hat?

KEPPLINGER: Es war schon eher eine Mauer aus Beton als aus Kautschuk. Der bereits erwähnte Friedrich Merz, der den Begriff der Leitkultur in die Öffentlichkeit gebracht hat, wurde auch aus dem eigenen Lager schroff zurückgewiesen. Das geschah unter anderem mit der rhetorischen Frage, was denn das sei, die deutsche Leitkultur, und mit höhnischen Hinweisen auf alberne Testfragen. Sarrazin ist es gelungen, diese Abwehrhaltung zu durchbrechen. Warum? Dafür gibt es vor allem zwei Gründe. Der eine lautet: Es ist in der Öffentlichkeit einfacher, mit negativen Stellungnahmen Resonanz zu erzeugen als mit positiven. Sarrazin hat es negativ formuliert, Merz hat es positiv formuliert. Der andere Grund ist: Seit Merz sind die Fehlschläge der ursprünglichen Idee einer multikulturellen Gesellschaft noch offensichtlicher geworden als sie es damals schon waren. Es gab mehrere andere Autoren und Autorinnen, die das vor Sarrazin dokumentiert und dadurch seinem Buch den Weg bereitet haben. Sein Buch hat dann den letzten Impuls gegeben.

SEZESSION: Sie betonen, Sarrazin habe seine Aussagen negativ formuliert. Ist er denn nicht sogar einen Schritt weiter gegangen und hat selbst einen Skandal provoziert, etwa mit seinen Äußerungen zu »Kopftuchmädchen« im Interview mit *Lettre International*?

KEPPLINGER: Das hat er wohl getan. Ich vermute auch, daß das seine Absicht war. Es war aber sicher nicht seine Absicht, einen derartig massiven Konflikt zu produzieren, dem er dann ausgesetzt wurde, denn eine solche Auseinandersetzung hinterläßt persönliche Verletzungen, die sich Außenstehende kaum vorstellen können. Aber er hat die Provokation gesucht.

SEZESSION: In einem Aufsatz schreiben Sie, aus dem Skandal um Sarrazin habe sich ein publizistischer Konflikt entwickelt, weil es genug Befürworter seiner Thesen gegeben habe. Ich möchte diesen publizistischen Konflikt in Frage

stellen, da der Druck auf die Sarrazins – jetzt ja auch auf seine Frau – trotz der gescheiterten Verbannung anscheinend unerträglich hoch ist.

KEPPLINGER: Ich denke schon, daß es sich im engeren, also im sozialwissenschaftlichen Sinn, nicht um einen Skandal handelte. Bei einem Skandal gibt es immer nur eine Front, wie etwa bei der Skandalisierung der Spenden an die CDU. Bei solchen Skandalen existiert nahezu niemand, der die Gegenposition vertritt, also den Angeprangerten entschlossen verteidigt. Bei Sarrazin existieren auch heute noch zwei etwa gleich starke Lager. Natürlich kämpfen beide nicht immer mit feinen und fairen Mitteln. Diese Auseinandersetzung ist auch noch lange nicht zu Ende. Ich vermute, sie wird mindestens ein bis zwei Jahre weitergehen, wobei nicht immer der Name Sarrazin fallen muss. Aber über den Kern, um den es geht, wird man auch aus persönlichen und politischen Motiven noch jahrelang streiten.

SEZESSION: Wo sehen Sie unterdrücktes Potential, das sich in den nächsten Jahren artikulieren könnte?

KEPPLINGER: Typisch für solche Auseinandersetzungen ist folgendes: Auf beiden Seiten eines Konfliktes in der Gesellschaft passieren in der Regel Dinge, die man nicht billigen kann. Deshalb versuchen beide Seiten solche Sachverhalte zu instrumentalisieren, um den Gegner ins Unrecht setzen. Das wird auch in der Sarrazin-Debatte in Zukunft so sein. Es wird Leute geben, die versuchen, Sarrazin ins Unrecht zu setzen, indem man z. B. seiner Frau vorwirft, sie sei eine schlechte Lehrerin. Und es wird Leute geben, die die Angreifer ins Unrecht setzen, indem sie ihnen unwahre Behauptungen oder eigene Verfehlungen nachweisen.

SEZESSION: Wir bewegen uns also nicht auf der Ebene einer rationalen Argumentation.

KEPPLINGER: Es geht nicht vorrangig um eine rationale, sondern um eine rhetorische Argumentation. Es geht hier nicht um die – im wissenschaftlichen Sinn – Erkenntnis von Realität. Es geht im politischen Sinne um die Interpretation von Realität im Interesse der eigenen Zielsetzungen. Dazu wird, weniger mit dem Ziel der Erkenntnis als der Machtgewinnung, alles instrumentalisiert, was den eigenen Zielen dient.

SEZESSION: Ist es in dieser politischen Öffentlichkeit heutzutage überhaupt noch möglich, außerhalb des Modus des Skandals noch etwas Neues zu sagen?

KEPPLINGER: Das ist möglich. Sie können beliebig viel Neues sagen, aber Sie werden keine Resonanz finden, und darauf kommt es an. Nur derjenige, der in der Lage ist, etwas Neues so zu sagen, dass es auch die Emotionen bewegt, hat eine Chance auf bemerkenswerte Resonanz in der Öffentlichkeit. Eine rein rationale Auseinandersetzung ist in der Öffentlichkeit nicht anschlussfähig. Das hängt damit zusammen, daß das Interesse der Masse des Publikums an den öffentlichen Angelegenheiten viel zu gering ist –

und ich spreche da von etwa 80 Prozent der Bevölkerung. Es kommt also darauf an, einen emotionalen Kern zu schaffen, der die Aufmerksamkeit auch der an sich Desinteressierten einige Zeit wachhält. Das kann man bedauern, es ist aber so.

SEZESSION: Also braucht es schon den Skandal, um massenwirksam neue Themen anzusprechen.

KEPPLINGER: Es muß nicht immer ein Skandal sein. Es kann natürlich auch ein überragender Erfolg sein. Nehmen wir an, es gebe einen großartigen Durchbruch bei der Krebsbekämpfung. Das wäre ein sehr emotionsträchtiger Hoffnungsträger und würde vermutlich in der Öffentlichkeit auch über längere Zeit Aufmerksamkeit finden – eben weil es emotional besetzt ist. Es können negative oder positive Emotionen sein. Wir leben aber in einer Gesellschaft, in der negative Emotionen häufiger sind.

SEZESSION: Was sagt dies über die Ordnung des Diskurses in Deutschland aus?

KEPPLINGER: Man muß sich von der Idee lösen, daß es in der breiteren Öffentlichkeit einen rein rationalen Diskurs über wichtige Fragen der Gesellschaft gibt. Diesen Diskurs hat es nie gegeben und wird es nie geben. Die Mehrheit der Bevölkerung lässt sich nur geistig mobilisieren, indem man starke emotionale Anreize setzt. Dies kann man empirisch klar belegen: Der Anteil der Bevölkerung, der sich regelmäßig und einigermaßen umfangreich über die öffentlichen Angelegenheiten informiert, liegt etwa zwischen fünf und 20 Prozent. Wer die große Menge erreichen will, muß emotionales Potential schaffen.

SEZESSION: Wie schätzen Sie dann die Aufgabe der Intellektuellen ein?

KEPPLINGER: Gelegentlich geraten Wissenschaftler in das Zentrum solcher Konflikte und Skandale, ohne daß sie das eigentlich beabsichtigt haben. Dagegen kann man nichts machen. Derjenige, der das erlebt hat, wird sich nicht danach drängen, weil die Erfahrungen, die man dann macht, sehr unerfreulich sind. Auf der anderen Seite können und müssen Wissenschaftler ihre Ergebnisse so präsentieren, daß sie von anderen Akteuren in der Öffentlichkeit, etwa Journalisten oder Politikern, aufgegriffen werden können. Denen steht es natürlich frei, die Ergebnisse so zuzuspitzen, daß sie damit die Öffentlichkeit erreichen. Ich möchte schon trennen zwischen der Rolle der Wissenschaftler, denen das nicht zusteht, und der Rolle der Intellektuellen im weitesten Sinne, zu denen ich auch viele Journalisten und Politiker rechne. Ihnen ist die emotionale Zuspitzung natürlich freigestellt und sie sind gut beraten sind, wenn sie so vorgehen.

Herr Prof. Kepplinger, vielen Dank für das Gespräch!

Hans Mathias Kepplinger, geboren 1943, ist seit 1982 Professor für Empirische Kommunikationswissenschaft an der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz.

Endlich fertig! – Erscheint im Mai

Michael Paulwitz / Götz Kubitschek
**DEUTSCHE OPFER
FREMDE TÄTER**

Ausländergewalt in Deutschland
Hintergrund • Chronik • Prognose
ca. 200 Seiten, gebunden, 19.00 €

Deutsche Opfer, fremde Täter zeigt die Hintergründe und das Ausmaß einer katastrophalen Entwicklung auf. Die Autoren widersprechen der Theorie, daß es sich bei der Gewalt junger Ausländer gegen Deutsche um ein soziales Problem handle. Deutschland steht vielmehr einer ethnisch-kulturellen Auseinandersetzung großen Ausmaßes gegenüber. Wie weit dieser mittlerweile nicht mehr »stille Vorbürgerkrieg« gediehen ist, zeigt eine Chronik, die hunderte Fälle aus den letzten Jahren versammelt und mit Hilfe der Fundstellen-nachweise nachvollziehbar macht.

Michael Paulwitz • Götz Kubitschek

Deutsche Opfer Fremde Täter

Ausländergewalt in Deutschland
Hintergrund • Chronik • Prognose

antaios **thema** 85

Edition Antaios

Rittergut Schnellroda • 06268 Albersroda
Tel | Fax (034632) 90942 • www.antaios.de

Guttenberg, »Gorch Fock« und die Frau als Soldat

von Erik Lehnert

Immer deutlicher zeichnet sich ab, daß Karl-Theodor zu Guttenberg mit seinem Rücktritt einem Skandal zuvorkam, der die Plagiatsaffäre um seine Doktorarbeit in den Schatten gestellt hätte. Der Untersuchungsbericht über die Vorfälle auf dem Segelschulschiff der Bundeswehr, der »Gorch Fock«, liegt mittlerweile vor. Er kommt zu dem Ergebnis, daß dem suspendierten Kommandanten keine Dienstvergehen anzulasten seien. Das wirft ein bezeichnendes Licht auf Guttenbergs Amtsführung und hätte spätestens jetzt zu dessen Rücktritt führen müssen – nicht zuletzt die näheren Umstände dieses Falls würden keine andere Konsequenz zulassen.

Nachdem im November 2010 eine Kadettin auf dem Segelschulschiff der Bundesmarine »Gorch Fock« tödlich verunglückte, war bei Guttenberg zunächst eine Entscheidungsunsicherheit zu beobachten. So warnte er zuerst vor einer Vorverurteilung des Kapitäns, dem dienstliche Versäumnisse und eine Mitschuld am Tod der Kadettin vorgeworfen wurden, entthob er ihn wenig aber später seines Kommandos und stellte sogar die Zukunft der »Gorch Fock« als Ausbildungsschiff in Frage. Pikanterweise fiel diese Entscheidung in Gegenwart eines Reporters der *Bild am Sonntag*.

Dieses Vorgehen war symptomatisch für Guttenberg, weil er sich bei seiner Amtsführung grundsätzlich auf die Unterstützung der *Bild*-Zeitung verlassen konnte und weil er nicht bereit war, Untergebene so lange zu schützen, bis stichhaltige Belege für ihr Fehlverhalten vorlagen. Guttenberg ließ es zu, daß Maßstäbe einer Öffentlichkeit, die keinerlei Verständnis für und Berührungspunkte mit dem Militär hat, indirekt sein Handeln leiteten.

Anläßlich des »Gorch Fock«-Skandals hätte Guttenberg grundsätzlich die Frage nach der Verwendung von Frauen im Militär und die nach der Leistungsbereitschaft des Offiziersnachwuchses stellen müssen. Dabei wäre eine Verteidigung der harten Ausbildung angezeigt gewesen, weil sie dazu dient, militärische Führer auf

den Ernstfall, in dem es um Leben und Tod geht, vorzubereiten.

Der Skandal lag entgegen der medialen Darstellung nicht in den »Zuständen« an Bord, sondern in der Weigerung von Verteidigungsminister zu Guttenberg, das innere Gefüge des Militärs gegen die Zivilgesellschaft zu schützen. Daß es Extremsituationen gibt, daß der »Arbeitsplatz« eines Soldaten gefährlicher als der eines Zivilisten ist, daß Befehle auch in sehr lautem Ton gegeben werden müssen, daß das Leben in der militärischen Gemeinschaft sich von dem in jeder anderen unterscheidet, daß ein Segelschulschiff keine Einzelzimmer hat – all das ist nach Maßstäben der Öffentlichkeit unmenschlich und Ursache für den Tod der Kadettin. Und Guttenberg scheint das ähnlich gesehen zu haben.

Wenn Guttenberg seinen Posten als Verteidigungsminister gerecht geworden wäre, hätte er sich einem ganz anderen Problem zuwenden müssen: dem ideologisch begründeten Einsatz von Frauen in den Streitkräften und den Konsequenzen daraus, zu denen nicht zuletzt der tragische Tod der beiden Kadettinnen gehört. Frauen in den Kampf zu schicken, bedeutet eine vermeidbare Steigerung der Wahrscheinlichkeit von Verlusten in den eigenen Reihen, insbesondere aber bei den eingesetzten Frauen. Die kompensatorischen Maßnahmen zur Integration von Frauen in Kampf und Kampfunterstützungseinheiten zielen angeblich darauf ab, Vorurteile und nutzlose »Barrieren« abzubauen. In der Praxis haben sie sich lediglich negativ auf Standards und Kampfbereitschaft ausgewirkt. Westliche Streitkräfte riskieren dadurch den Verlust ihres Wettbewerbsvorteils im Vergleich zu anderen Armeen. Die einzige Alternative zu dieser Fehlentwicklung ist, daß persönliche Fähigkeit und Verdienst wieder die ausschließlichen Qualifikationskriterien werden.

Dagegen steht das schlechte Gewissen einer Öffentlichkeit, die den Frauen in den letzten Jahrzehnten Tätigkeiten wie das Soldat-Sein als Emanzipationspflicht quasi aufgezwungen hat.

Unter Absehung von der Realität wurde den jungen Frauen vorgegaukelt, ihr Geschlecht sei nur eine Konstruktion, und es bedürfe nur der Überwindung dieses Vorurteils, um es den Männern in allen Belangen gleichzutun. Insofern sind die beiden verunglückten Kadettinnen Opfer einer Ideologie, die aus vermeintlich guter Absicht die Konsequenzen solcher »Gleichberechtigung« verschwiegen hat.

Nicht nur die Gleichheitsideologie bringt einen Substanzverlust mit sich, auch die Abschaffung der Wehrpflicht, die ja eigentlich die Bundeswehr professionalisieren soll, führt absehbar dazu, daß Freiwillige angenommen werden müssen, die den Anforderungen nicht entsprechen. Die Vorschläge, Schulabbrecher und in Deutschland lebende Ausländer einzustellen, sprechen für sich. Nach Guttenbergs Rücktritt wurde deutlich, welche Baustelle er seinem Nachfolger hinterlassen hat. Dazu gehört, daß eine Berufs- und Freiwilligenarmee sogar teurer werden könnte – nicht nur in finanzieller Hinsicht.

Die Erfahrungen in anderen europäischen Ländern zeigen nicht nur das Problem qualifiziertes Personal zu rekrutieren, was über die Wehrpflicht leicht möglich war, sondern auch einen Qualitätsverlust der Streitkräfte, der auf der notgedrungenen Einstellung von Minderqualifizierten beruht. Im Gegensatz zu den Streitkräften vieler anderer Länder war die Bundeswehr bislang keine Unterschichtarmee, sie wird es aber unweigerlich werden. Unter der neuen Entwicklung werden nicht nur die Umgangsformen mit den Untergebenen zu leiden haben, sondern die Einsatzfähigkeit allgemein. Die Auftrags-taktik, auf die die Bundeswehr bislang so stolz war, wird sich nicht mehr umsetzen lassen, weil es dazu des mitdenkenden Soldaten bedarf. Hinzu kommt als gesellschaftspolitischer Nebeneffekt, daß das hehre Ziel der Integration der Migranten durch ihre Verpflichtung zum Wehrdienst einfacher zu erreichen gewesen wäre. In Frankreich, das 2001 die Wehrpflicht aussetzte, gibt es bereits Klagen über die mangelnden »Sekundärtugenden« bei jungen Männern, die nicht mehr durch die »Schule der Nation« gegangen sind. Insofern ist die von Guttenberg forcierte Bundeswehrreform das typische Produkt einer Politik, die ihre eigenen Konsequenzen nicht zu Ende denkt, weil sie sich bereits dadurch gerechtfertigt wähnt, für alle das Beste zu wollen.

Der Skandal um Guttenbergs Doktorarbeit lenkt von den eigentlichen Versäumnissen ab, die sein Amt betreffen. Durch die Plagiatsaffäre ist der Eindruck entstanden, als sei ein überaus erfolgreicher und beliebter Verteidigungsminister ein wehrloses Opfer einer linken Kampagne geworden und sein Rücktritt nur ein tragisches Mißverständnis. Dieser Eindruck täuscht, da es in diesem Fall nicht um Befindlichkeiten oder Beliebtheitswerte geht, sondern um ein Ressort, das wie kein zweites nüchtern und unideologisch geführt werden muß, um Menschenleben zu schonen.

Guttenbergs größtes Verdienst ist es daher, die verdruckste Sprachregelung über den Afgha-



Erik Lehnerts Beitrag ist eine knappe Zusammenfassung dessen, was die nebenstehende Studie 17 des Instituts für Staatspolitik auf 48 Seiten untersucht. Sie ist für 5 € unter www.staatspolitik.de oder telefonisch unter 04363219 09 41 erhältlich.

nistan-Einsatz der Bundeswehr durchbrochen zu haben. Im April 2010 meinte er, daß man »umgangssprachlich von Krieg« sprechen könne und rückte den Einsatz damit in das richtige Licht. Daraus erwachsen zwar keine Konsequenzen, doch nicht zuletzt war die nicht beschönigende Bezeichnung mit der Hoffnung verbunden, daß sie das Resultat einer nüchternen Einschätzung der Lage in Afghanistan war. Nur so ist es überhaupt möglich, den dort eingesetzten Truppen die wenigstens größtmögliche Unterstützung und Anerkennung zuteilwerden zu lassen. Guttenberg war zudem oft bei den Truppen in Afghanistan und konnte sich damit die Sympathie der einfachen Soldaten sichern.

Diese Sympathie genießt Guttenberg auch weiterhin bei einer Mehrheit der deutschen Bevölkerung. Es ist ein vermutlich einmaliges Phänomen, daß bereits am Tag des Rücktritts von Guttenberg seine Rückkehr auf die politische Bühne beschworen wurde. Insofern könnte sich die Fußnoten-Affäre noch als wahrer Segen für Guttenbergs zweite politische Karriere entpuppen. Er wird als jemand im Gedächtnis der Masse bleiben, der wegen Nebensächlichkeiten aus dem Amt gemobbt und so um die Früchte seiner Arbeit gebracht wurde.

Hansjoachim von Rohr – ein konservativer Kämpfer

von Karlheinz Weißmann

Einen Lebenslauf wie diesen kann es nach üblicher Auffassung gar nicht geben: Sohn eines pommerschen Junkers und Förderer der Landarbeitergewerkschaft, Soldat im Ersten Weltkrieg und Anhänger eines Ausgleichs mit Frankreich, deutschnationaler Feind der Weimarer Republik und Gegner der Nationalsozialisten, Staatssekretär im Landwirtschaftsministerium des Kabinetts Hitler-Hugenberg-Papen und verzeichnet auf den Todeslisten des 30. Juni 1934, deutscher Patriot und angeklagt wegen Sympathie mit dem Feind, weil er russische Kriegsgefangene christlich beerdigen ließ, als Regimegegner nach dem 20. Juli 1944 inhaftiert und Kritiker des Nürnberger Tribunals, Ostflüchtling und Befürworter der Oder-Neiße-Linie, Mandatsträger der »Nationalen Rechten« und Verfechter eines Ausgleichs zwischen Konservatismus und Liberalismus, Antikommunist und Neutralist, Widerpart Adenauers und Befürworter der europäischen Integration, Unterstützer der sozialliberalen Koalition samt Neuer Ostpolitik und Gründervater der Zeitschrift *Konservativ heute*.

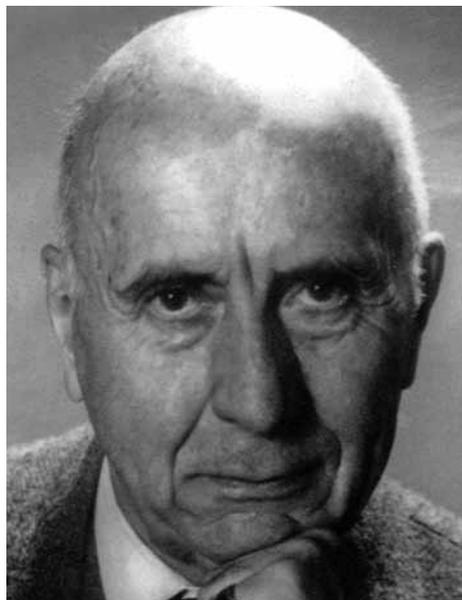
Wer die Biographie Hansjoachim von Rohrs, die jetzt von seinem Sohn in einem schmalen Band vorgestellt wird (Hans Christoph von Rohr: *Ein konservativer Kämpfer. Der Agrarpolitiker und NS-Gegner Hansjoachim von Rohr*, Stuttgart: Hohenheim 2011, geb., 164 S., 16,90 €), verstehen will, muß nicht nur die turbulente deutsche Geschichte des 20. Jahrhunderts einbeziehen, sondern sich auch freimachen von deren stereotyper Deutung. Man hat es mit einem Gegen-Bild zu tun.

Hansjoachim von Rohr wurde 1888 auf dem elterlichen Gut Demmin in Pommern geboren. Seine Familie – der Vater war ehemaliger Gardeoffizier – gehörte zu den einflußreichen Kreisen des ostelbischen Landadels. Der junge Rohr lernte zu Hause wie im Internat rasch, daß diese Herkunft verpflichtete, daß man sich nicht nur auf die preußischen Tugenden berufen, sondern daß man sie verkörpern mußte. Zu den frühen Prägungen gehörte auch das Christentum; Rohrs Glaube war pietistisch gefärbt, aber nicht

auf Innerlichkeit, sondern auf Dienst an der Allgemeinheit – dem Vaterland – ausgerichtet.

Er studierte nach dem Abitur an den Universitäten Heidelberg, Berlin und Greifswald Volkswirtschafts- und Rechtslehre. Eigentlich war für ihn eine Laufbahn als Jurist vorgesehen, aber nach dem überraschenden Tod seines älteren Bruders mußte Rohr das väterliche Gut übernehmen. Unter den Bedingungen des Kaiserreichs hätte sein Lebensweg damit ein gebahnter sein können, nach dem Zusammenbruch von 1918 sah er sich zu einer Neuorientierung gezwungen. Rohrs Beitritt zur DNVP, die er von 1925 bis 1932 im preußischen Landtag vertrat, und zum Landbund, dem er als Vorsitzender im heimatlichen Pommern eine starke Position verschaffte, hatte aber nichts mit Ressentiments und Nostalgie zu tun, mehr mit dem Widerwillen gegen ein parlamentarisches System, das handlungsunfähig war und preußischen Maßstäben nicht genügte. Rohr gehörte zwar zum Umfeld Hugenbergs, neigte aber im Zweifel zu praktikablen Lösungen und hielt nichts von einem Konfliktkurs um jeden Preis.

Man erfährt in dem Band relativ wenig über seine weitergehenden politischen Zielvorstellungen, aber aus dem Zusammenhang ergibt sich, daß Rohr in der Endphase der Weimarer Republik für ein autoritäres Präsidialregime eintrat. Er betrachtete die Landwirtschaftspolitik Brünnings als verfehlt, die die Bauern in die Arme der NSDAP trieb, und suchte nach dessen Sturz Einfluß zu nehmen, um einen Kurswechsel zu erreichen. Die Reichskanzlerschaft Hitlers war aus seiner Sicht die am wenigsten wünschenswerte Alternative, und den Posten als Staatssekretär in der neuen Regierung übernahm er nur auf Drängen Hugenbergs; im übrigen opponierte Rohr von Anfang an und unternahm was in seiner Macht stand, um das Eindringen der Partei in die Verwaltung zu verhindern. Nach dem Rücktritt Hugenbergs konnte er sich aber nur noch bis zum September 1933 im Amt halten und wurde nach heftigen Konflikten mit dem neuen Landwirtschaftsminister Darré entlassen.



Was dann folgte, war in vieler Hinsicht typisch für die konservative Resistenz in der NS-Zeit. Nachdem Rohr seinen Häschern entkommen konnte, die ihn bei der sogenannten Niederschlagung des Röhmputsches liquidieren sollten, zog er sich auf sein Gut zurück. Er versuchte mit seiner großen Familie ein möglichst unauffälliges Leben zu führen. Direkte Verbindung zum Widerstand gab es nicht. Aber seine religiösen Überzeugungen und sein Standesbewußtsein brachten ihn doch regelmäßig in Konflikt mit dem System. Dessen Träger beobachteten nicht nur die ideologische Abweichung mit Mißtrauen, sondern versuchten auch die Ressentiments der »kleinen Leute« gegen den »Reaktionär« zu nutzen. Erfolgreich waren sie nicht; die Inhaftierung Rohrs nach dem gescheiterten Hitlerattentat, 1944, war nur die Konsequenz eines Generalverdachts.

Rohr überlebte und wurde 1945 aus dem Gefängnis befreit. Die Sieger sahen ihn als unbelastet an und betrauten ihn für kurze Zeit mit Verwaltungsaufgaben. Rohr stand aber keinen Moment in der Versuchung, sich von seinen Landsleuten zu distanzieren und aus seiner Stellung Gewinn zu ziehen. Man registriert beeindruckt, mit welcher Energie er in der Folgezeit nicht nur daran ging, eine neue Existenz zu gründen, sondern auch, mit welcher Souveränität er eine Position bezog, die für ihn nur auf der politischen Rechten zu finden war. Er beteiligte sich an einigen Reorganisationsversuchen, mußte aber schließlich einsehen, daß in der Bundesrepublik kein Platz für eine konservative Partei war (etwa durch Verschmelzung von Freidemokraten und DP).

Das schmerzte Rohr, erklärt aber auch seinen Beitritt zur FDP. Deren Stellung im Parteienspektrum der frühen Bundesrepublik macht diesen Schritt durchaus nachvollziehbar. Ungewöhnlich war der Entschluß dagegen für einen Agrarpolitiker, noch ungewöhnlicher die Neigung Rohrs – als bekennender Konservativer – zentrale Positionen seines Lagers in Frage zu stellen. Er irritierte schon früh mit seiner Forderung nach einer markt- und umweltorientier-

ten Landwirtschaft, überhaupt seiner »agrarpolitischen Opposition«, der er als Herausgeber der *Stimmen zur Agrarwirtschaft* ein Sprachrohr verschaffte, dann mit dem Vorschlag, die Stalin-Note »auszuloten« und über die Blockfreiheit Deutschlands nachzudenken, dem Verlangen, einen Ausgleich mit Polen anzustreben, und erst recht mit seiner Unterstützung der Regierung Brandt-Scheel.

Rohr unterschied dabei strikt zwischen deren Innenpolitik, die er wegen der Sympathie für die Neue Linke als fatal betrachtete, und deren Außenpolitik, die er als Schritt in die richtige Richtung ansah, weil sie Bewegung in die Deutsche Frage bringen konnte. Schon in seinem ersten Beitrag für die Zeitschrift *Konservativ heute* nahm Rohr Bezug auf den Warschauer Vertrag und erklärte es zur Pflicht jeder realistischen Außenpolitik, die tatsächliche Lage anzuerkennen; »die Wahrung eines Rechtsstandpunktes nach der totalen Kapitulation von 1945 und den 25 Jahren danach« habe »nur noch leichtes Gewicht«. Das sei auch das Ergebnis der falschen Strategie Adenauers, der mit seiner Politik der Westbindung und freiwilligen Isolation gegenüber dem Osten jede Möglichkeit verspielt habe, operative Deutschlandpolitik zu betreiben. Auch die Hoffnung der Vertriebenen auf einen Friedensvertrag teilte Rohr nicht. Sollte es dazu kommen, schrieb er, würden den Inhalt die Siegermächte diktieren, die an einer Grenzrevision keinerlei Interesse hätten.

In einem letzten Aufsatz für die Zeitschrift, der kurz vor seinem Tod am 10. November 1971 erschien, widmete er Gottfried Treviranus, dem deutschnationalen Politiker der Weimarer Zeit, Minister und Kontrahenten Hugenbergs, einen ehrenden Nachruf. In dem stand der Satz »Diener seines Vaterlandes bis zum letzten Tag«. Man könnte ihn auch über Rohrs Leben setzen.

Hans Christoph von Rohr hat seinem heute fast vergessenen Vater mit diesem Buch ein Denkmal gesetzt. Wenn etwas einzuwenden ist, dann, daß es kurz ist. Man hätte gerne mehr und noch genaueres erfahren über diesen »konservativen Kämpfer«.

Schöne Literatur

Jáchym Topol: *Die Teufelswerkstatt. Roman*, Suhrkamp: Berlin 2010. 200 S., 26,80 €

Ein Tabu bricht, wer Begriffe wie »Holocaust-Industrie« oder »Shoa-Business«, »Vergangenheitsbewirtschaftung« oder »Opfer-Konkurrenz« ganz selbstverständlich und ohne innere Distanz verwendet. Man nimmt mit solchen Vokabeln den Leuten etwas sicher Geglaubtes, die Überzeugung nämlich, daß jede, aber auch wirklich jede Form des Gedenkens vor allem ein Vermarktung desselben.

Wie weit die Schöne Literatur in der Vermessung dieses verminten Geländes fortgeschritten ist, haben wir im vergangenen Jahr durch Rezensionen dokumentiert – *Perlensamt* von Barbara Bongartz (*Sezession* 34/Januar 2010), *Das Eigentliche* von Iris Hanika (35/April 2010), *Ein fabelhafter Lügner* von Susann Pásztor (36/Juni 2010) und *Die Leinwand* von Benjamin Stein (39/Okttober 2010). Diesen Romanen deutscher Autoren ist gemeinsam, daß sie mit Vorsicht und Ernst ihre Fragen stellen und literarisch zu beantworten suchen: Wie ist das, wenn die Opfer auf ihren Vermarktungswert hin taxiert werden und wie, wenn es von Vorteil ist, sich selbst etwas Jüdisches anzudichten? Was geschieht mit der historischen Wahrheit, wenn die Geschichte milliardenschwer bewirtschaftet werden kann? Wie steht es um die Selbstbehauptungskraft jener, die aufgrund einer moralischen Totalentwertung ihrer Vergangenheit als Nation zur wehrlosen Beute geworden sind und selbst den grotesksten Wiedergutmachungsforderungen nachgeben müssen? Dem existentiellen Ernst der deutschen Autoren entgegen steht der Ton derjenigen, die sich nicht aus einer zementierten Schuld befreien müssen.

Die Witze, das Vokabular und die Respektlosigkeiten im Roman *Mein Holocaust* (DVA: München 2008) der amerikanischen Jüdin Tova Reich liest man fassungslos. »Das waren Erinnerungskünstler von Weltklasse, sie huldigten ihren Erinnerungen wie einem Idol, machten ihre Erinnerungen zu den Erinnerungen aller; sie monopolisierten den Erinnerungsmarkt« heißt es über die Juden da an einer der wenigen nicht ins Groteske gezogenen Stellen, und wer sich an die Forderung des Zentralrats erinnert, das Holocaust-Mahnmal in Berlin nicht zugleich den Zigeunern und anderen Opfergruppen, sondern exklusiv nur den Juden gewidmet zu sehen, bekommt eine Ahnung von Opfer-Konkurrenz und Erinnerungslobbyismus. Jedoch gehen solche Sätze bei Tova Reich unter in einem Tabubruch-Dauerfeuer – der Tobak ist zu stark, und was für Deutschland existentiell wäre, verliert sich in bloßer Unterhaltung.

Irgendwo zwischen dem Ernst Iris Hanikas und der Karikatur Tova Reichs ist der Roman *Die Teufelswerkstatt* des Tschechen Jáchym Topol angesiedelt: Ein im KZ Theresienstadt geborener Überlebender scharft ein paar junge Leute um sich, um den Ort vor dem Verfall zu retten und die Vergangenheit zu bewirtschaften. Das Groteske ist feindosiert, man lacht bitter – wenn überhaupt. Diejenigen, die zur Gedenk-Gruppe stoßen, kommen nicht des raschen Geldes wegen, sondern um »ihren Verstand aus der schmerzhaften Umklammerung zu befreien«, also um etwas zu begreifen, was ihnen unfassbar erscheint: daß sie Vorfahren im Holocaust verloren haben. Die anarchische Gruppe erkennt aber rasch das Potential des Ortes, backt Ghetto-Pizza, fertigt Meinungs-T-Shirts an (»Hätte Kafka seinen Tod überlebt, hätte man ihn hier umgebracht«)

und sammelt mit geschickter Öffentlichkeitsarbeit Spendengelder aus aller Welt ein.

Das Treiben wird von offizieller Seite aus beendet, es gibt augenscheinlich einen Gedenkmonopol-Konflikt, und der Ich-Erzähler flieht mit der Spendendatei auf einem Computer-Stick nach Weißrußland, weil er dort in derselben Branche tätig werden könnte:

»Von wegen alle Todeslager sind in Polen gewesen. Ein Riesenquatsch! Aber die Reisebüros bieten nur Reisen nach Auschwitz an! Das muß sich ändern.« Also soll in den Wäldern Weißrußlands, in denen deutsche Einsatzgruppen und der sowjetische NKDW ihre Säuberungen durchführten, ein Gedenkpark gigantischen Ausmaßes entstehen. »Die globalisierte Welt ist schon aufgeteilt:

Thailand – Sex, Italien – Meer und Bildende Kunst, Holland – Holzschuhe und Käse«, und in Weißrußland soll es nun ein »Jurassic Park des Grauens, ein Freilichtmuseum des Totalitarismus« werden.

Provinz sucht Identität: Man kann sich auch in Deutschland durchaus eine Stadtmarketing-Agentur vorstellen, die in ihrer Bestandsaufnahme routinemäßig schaut, ob es nicht doch in der Nähe wenigstens die kleine Außenstelle eines KZ gegeben hat, mit der etwas anzufangen wäre.

Topol ist kein großer Schriftsteller. Die Dialoge sind lasch, der Handlung ungeschickt komponiert, manchmal schleppt sich die Geschichte mit letzter Kraft zum nächsten grotesken Einfall. Die Idee aber, sich einmal der wahrlich verheerten Gedächtnisbrachen im Osten anzunehmen und sie mit den Fahrten »Auschwitz inklusive Mittagessen, macht 52 Euro« zu vergleichen, zeugt von dunkler Phantasie und vom Sinn fürs Kleingewerbe innerhalb der großen Holocaust-Industrie.

Gotz Kubitschek

Klassiker des Konservatismus

Erik Lehnert, Karlheinz Weißmann (Hrsg.): *Staatspolitisches Handbuch, Band 2: Schlüsselwerke*, Schnellroda: Edition Antaios 2010. 263 S., 15 €

Insbesondere für Studenten oder jüngere Akademiker war es bisher schwierig, sich auf systematische Weise einen Horizont der konservativen Weltanschauung anzueignen. Seit der von Erik Lehnert und Karlheinz Weißmann edierte zweite Band des *Staatspolitischen Handbuchs* erschienen ist, wird ein solches Unterfangen leichter. Freilich ist der Zeitaufwand für die darin vorgestellten 133 Autoren und 164 Werke hoch zu veranschlagen, was aber nicht davon abhalten sollte, die vorzüglich kommentierte Liste abzuarbeiten.

Die beiden Herausgeber konnten für ihr ambitioniertes Unternehmen etliche kompetente Mitarbeiter finden, darunter die Professoren Harald Seubert, Michael Stahl und Hans-Christof Kraus. Die *Schlüsselwerke* reichen von Ernst Jüngers *Das abenteuerliche Herz* bis zur klassischen Untersuchung von Robert Michels *Zur Soziologie des Parteienwesens in der modernen Demokratie*. Jeder Artikel stellt die Kerngedanken des in ihm behandelten Buches prägnant vor, jeweils ein Schlüsselzitat des Klassikers wird in unterlegter Form präsentiert.

Der Kanon hält die Mitte zwischen den Klassikern des Konservatismus und neuerer Literatur. Daß Justus Möser fehlt, der bekanntlich Goethe beeinflusste, ist zu verschmerzen. Relevanz und Inhalt seiner *Patriotischen Phantasien* lassen sich in anderen Nachschlagewerken leicht in Erfahrung bringen. Rolf Peter Sieferles *Epochenwechsel* in die Auswahl aufzunehmen, ist mutig, weil der Historiker das Prädikat »konservativ« weit von sich weisen würde, obwohl er das Gerede vom »Ende der Geschichte« nach 1989/90 früh als Luftschloß entlarvte. Gleiches gilt für den Alt-68er

Peter Sloterdijk, der kürzlich eine Rehabilitation der zorngepeinigten Kräfte für unsere Zeit vorlegte.

Durch diese Selektion wird eine Konkurrenz zum altgedienten *Lexikon des Konservatismus* – 1996 von Schrenk-Notzing herausgegeben – vermieden. Die Breite des Spektrums der *Schlüsselwerke* besteht. Von wichtigen der diversen konservativen Strömungen wird eine repräsentative Auswahl geboten, die die christliche (Chester-ton, Lewis), neu-rechte (Benoist), libertäre (Hoppe, Kuehnelt-Leddhin) und biologisch-anthropologische (Lorenz, Eibl-Eibesfeldt, Scheler) einschließt. Gleichfalls vertreten sind einige Bücher, deren Verfasser (Schwidetzky, Hepp, Sarrazin, Heinsohn) zum Teil schon vor Jahrzehnten die Brisanz des demographischen Faktors realisiert haben. Natürlich werden die Schriften einiger Repräsentanten der Konservativen Revolution (neben anderen Moeller van den Bruck, Spengler, Schmitt) nicht vergessen, darüber hinaus unabhängige und schwer einzuordnende Geister in größerer Zahl berücksichtigt. Zu begrüßen ist des Weiteren die Aufnahme von antiken Schriftstellern wie Platon und Thukydides, dem Vater der realistischen Schule der Politiktheorie. Auf diese Weise wird ein Hauch dessen spürbar, was man als »ewigen Konservatismus« bezeichnen könnte.

Machen wir im mikroskopischen Fokus die Probe aufs Exempel: Von den Publikationen aus dem einflußreichen akademischen Zirkel um Joachim Ritter fehlt der wirkmächtige Essay des Schulgründers über Hegels Sicht der neuzeitlichen »Entzweiung«, gleichfalls das Hauptwerk von Ritters Schüler Hermann Lübbe. Dessen *Religion nach der Aufklärung* arbeitet die quintessenzielle Funktion der Religion, ihre Kontingenzbe-

wältigungspraxis, als aufklärungsresistent heraus. Präsentiert werden hingegen wesentliche Studien aus diesem Kreis von Robert Spaemann, Odo Marquard und Günter Rohrmoser. Von den maßgeblichen Veröffentlichungen der Abendland-Konservativen der frühen Nachkriegszeit ist Romano Guardinis *Das Ende der Neuzeit* ein Desiderat. Gleiches gilt für die Darstellungen von Christopher Dawson; dagegen sind ausgewählte Werke von Thomas S. Eliot und Hans Sedlmayr verzeichnet. Der Rezensent verhehlt nicht, daß er sich Sieburgs *Lust am Untergang* statt Kempowskis *Echlot* gewünscht hätte, dessen textlich-literarische Montagetchnik er gleichwohl bewundert.

Zudem hätte er auf die hyperoptimistische Utopie des Liberalen Kant (*Zum Ewigen Frieden*) und auf die *Psychologie der Weltanschauung* seines späten Erben Jaspers verzichtet. Insgesamt ist es jedoch von Vorteil, daß der Konservatismus-Begriff weit gefaßt ist und daher Texte aufgenommen wurden, die man auch als Kenner der Problematik kaum als konservativ vermutet. Von Voegelins frühen Schriften wäre der von Schmitt beeinflusste *autoritäre Staat* gegenüber den *politischen Religionen* vorzuziehen gewesen. Aber das ist ja das Schöne an einem Kanon, daß der Leser sich an ihm reiben und imaginär seine eigene Zusammenstellung treffen kann. Allen möglichen Einwänden zum Trotz: Der zweite Teil des *Staatspolitischen Handbuchs* ist wohl die wichtigste Arbeit, die im Umfeld von *Junge Freiheit* und *Institut für Staatspolitik* im letzten Jahrzehnt entstanden ist, eine wahrlich unentbehrliche »Zurüstung für den Alltag« (Thorsten Hinz). Somit darf sich der Interessierte auf den dritten Band des Projekts (*Vordenker*) freuen.

Felix Dirsch



Gewaltig

Stefan Hug: *Migrantengewalt. Wie sich unser Staat selbst entmachtet*, Beltheim: Bublies 2010. 19.80 €

»Migrantengewalt« ist der Terminus, den Stefan Hug für jenes Spektrum der Ausländerkriminalität wählt, das sich direkt oder indirekt gegen den deutschen Staat, seine Institutionen und Hoheitsträger richtet, mithin das staatliche Gewaltmonopol in Frage stellt. Kennzeichen sind, in der Definition des Autors, Spontaneität und Unberechenbarkeit – was die Migrantengewalt von der ebenfalls staatsgefährdenden Gewalt deutscher Linksextremisten abgrenzen soll, die freilich beim Autoabfackeln und Überfallen Andersdenkender auch ihre »spontanen« Momente hat – sowie die regelmäßige Verübung aus der Zusammenrottung heraus, die ihr die Qualität »legitimatorischer Massen-Kriminalität« verleiht. Obwohl nur von wenigen Migranten aktiv verübt, ist sie in erster Linie ein Problem muslimischer Parallelgesellschaften. Gewalttaten innerhalb von Familien, Sippen und Clans, die sich aus der Parallelgesellschaft legitimieren und deren Rechtsnormen gegen die deutschen etablieren soll (Stichwort »Ehrenmorde«), bezieht Hug deshalb in seine Definition mit ein, nicht dagegen die häufig ethnisch strukturierte, aber vor allem ökonomisch motivierte Organisierte Kriminalität. Denn Migrantengewalt hat für Hug politischen Charakter, der sich sowohl im gezielten Angriff auf die Deutschen und ihren Staat als auch in der zurückweichenden, beschönigenden und vertuschenden Selbstentmachtung desselben offenbart. Gewalt durch Muslime ist daher »die gefährlichste Form von Migrantengewalt«: Nicht nur, weil Justizvollzug und Judikative durch Gewährung von Privilegien für Muslime selbst den Rechtsstaat unterminieren, während sich gleichzeitig in den Parallelgesellschaften alternative Rechtsstrukturen etablieren, son-

dern vor allem, weil türkische Verbände sowie der türkische Staat und seine Ableger selbst das Erpressungspotential der Migrantengewalt nutzen, um »mitzuregieren«. Zu recht warnt Hug deshalb vor dem untauglichen Versuch, das Problem durch Einbeziehung von Interessenverbänden und die Ethnisierung von Polizei und öffentlichem Dienst durch Beamte, die von Migranten als »eigene Leute« anerkannt werden, zu lösen: Ein geteiltes Gewaltmonopol ist eben keines mehr. Insgesamt eine sachliche Auseinandersetzung, auch wenn alarmistische Ausdrücke (»Humanitätsduselei«, »Tamtam«) diesen Eindruck bisweilen stören. Das Fazit ist so knapp wie ernüchternd: Die Gefahr ist hausgemacht – »die Feinde der Freiheit nehmen sich nur jenen Spielraum, der ihnen gelassen wird«.

Michael Paulwitz

Geirrt

Cora Stephan: *Angela Merkel. Ein Irrtum*, München: Knaus 2011. 224 S., 16.99 €

2005 hatte die Publizistin Cora Stephan nach den rotgrünen Jahren die »Nase voll von der verlogenen Semantik der »sozialen Wärme«, von der menschelnden Betroffenheitslyrik«. Drum wählte sie voller Zutrauen Angela Merkel. In ihren Augen eine nüchterne Frau, die – Physikerin! – rechnen konnte, die, auch als Frau und Mitteldeutsche, nicht dazugehörte zum Politiklün- gel und bekundete:

»Ich will Deutschland dienen.« Stephan hielt das für glaubwürdig. Bald nach der Wahl sei Angela jedoch zu »Tina« mutiert. Tina steht für *There is no alternative*. Die Hoffnungsträgerin erwies sich als stromlinienförmige Vollstreckerin fremder Interessen, die ihre Politik als »alternativlos« zu verkaufen pflegte. Zur Ver-

achtung wurde die Enttäuschung der Autorin, als Merkel sich an die Spitze der Sarrazin-Verdammer setzte. Sie, die einst unter »Freiheit auch immer ein Stück Toleranz« verstehen wollte, gebärdete sich nun als »Staatsratsvorsitzende«. Merckels Vorgehen erinnert Stephan an ähnliche Kampagnen, mit denen zuvor Kritiker der Einwanderungspolitik und auch Vertriebenenverbände als »Rassisten« und »Revanchisten« (Stephan scheut sich nicht, auf den »aggressiven Nationalismus« der Polen und Tschechen »lange vor Hitler« hinzuweisen!) mundtot gemacht worden waren. Dadurch seien »gewisse Themen in den Untergrund« abgewandert, wo sie von »Leuten gepflegt wurden, mit denen man nicht gern gesehen wird. Damit waren sie tabu. Zensur, um Himmels willen, ist das natürlich nicht! Es läuft nur auf das Gleiche hinaus«. Stephan hatte frühzeitig pro Sarrazin Stellung bezogen. Seine Philippika las sie nicht nur als Stellungnahme gegen Zustände, die von Merkel wie ihren Vorgängern schamhaft vertuscht wurden, sie betrachtet *Deutschland schafft sich ab* ebenso als Manifest für etwas: das »arme Schwein vom Dienst«, den gemeinen Steuerzahler, dessen Darstellung als »hässlicher«, latent fremdenfeindlicher und durch diesen Vorwurf erpreßbarer Deutscher der Autorin gegen den Strich geht. Merkel habe es unterlassen, den Deutschen zu mehr Selbstachtung und dem Land zu einer gewichtigeren Stellung zu verhelfen. Unterblieben sei ebenso die Steuerreform, die versprochene Senkung der Renten und eine Wende in der skandalösen Klimapolitik. Merkel rechne für eine Naturwissenschaftlerin verdammt schlecht – und in ihr verrechnet hat sich auch ihre einstige Wählerin Cora Stephan. Vielen Punkten dieser lässig, gelegentlich flapsig geschriebenen Abrechnung mit



Angela Merkel ist zuzustimmen. Für eine renommierte Publizisten zieht Stephan in geradezu unerhörter Weise vom Leder. Fragwürdig bleibt: Wie konnte diese kluge, polemisch begabte Autorin (bestens in Erinnerung ist ihr Buch *Der Betroffenheitskult* von 1993) ernsthafte Hoffnungen in Merkel setzen? Glaubte sie wirklich, die Kanzlerin würde sich zur Fürsprecherin der Vertriebenen machen, das Land aus der EU lösen und wahrhaftig einen Schlußstrich unter Multikulti-Träume ziehen?

Ellen Kositzka

Verbrämt

Siegfried Kohlhammer: *Islam und Toleranz. Von angenehmen Märchen und unangenehmen Tatsachen*, hrsg. von Anne Hamilton, Springe: zu Klampen 2011. 200 S., 19,80 €

Siegfried Kohlhammer hat eine Sammlung von sieben seiner Essays zusammengestellt, die zwar einzeln schon andernorts, speziell im *Merkur* zu lesen waren, sich aber zu einem schlüssigen Ganzen zusammenfügen. Zum einen widerlegt er eine Reihe von Mythen, etwa den von der »islamischen Toleranz«; er zeigt auf, daß und warum der Islam die von ihm geprägte Kultur am wirtschaftlichen Fortschritt hindert und die ihm anhängenden Migranten in westlichen Ländern dazu bringt, die Integration in die Aufnahmegesellschaft abzulehnen. Er läßt wenig Hoffnung, daß sich daran in absehbarer Zeit etwas ändern könnte. Zum anderen seziiert er die Anatomie des westlichen Linksintellektualismus und vor allem dessen Neigung, sich und anderen den Islam schönzureden. Er fragt, warum westliche Intellektuelle Verrat an der eigenen Zivilisation begehen, und kommt zu dem Schluß, daß sie das Sinndefizit moderner Gesellschaften durch Flucht in die Utopie zu kompensieren versuchen: In dem Maße, wie die Moderne selbst aufhört, eine Utopie zu sein, wendet sich der destruktive

Impetus des sinnsuchenden Intellektuellen gegen sie. Islamverherrlichung ist nur eine von mehreren Formen solch anti-moderner Destruktivität. Wie irrational und totalitär diese Einstellung ist, zeigt er unter anderem an Beispielen wie Edward Saids »Orientalismus«-These, die er in ihrer ganzen antiwissenschaftlichen Primitivität bloßstellt, und an der politisch motivierten Pflege des Al-Andalus-Mythos. Alle Texte sind gedankenreich und leistungswert, wenn auch manches fragwürdige Einzelurteil allzusehr den Blick durch die liberale Brille verrät.

Ärgerlich ist, daß der Verlag suggeriert, es handele es sich um ein Originalwerk und nicht um die Neuveröffentlichung älterer Aufsätze. Man hätte doch gerne gewußt, wann die einzelnen Essays entstanden sind. Wenigstens die Fußnoten hätte man sich auf dem neuesten Stand gewünscht.

Manfred Kleine-Hartlage

Heil

Astrid Geisler, Christoph Schultheis: *Heile Welten. Rechter Alltag in Deutschland*, München: Hanser 2011. 223 S., 15,90 €

Reingefallen! Zum einen auf die Eigenwerbung des Journalistengespanns Geisel (*taz*-Frau) und Schultheis (Mitbegründer von *bilblog.de*), daß dies hier alles andere als »noch so ein Buch über Rechtsextreme« sei, zum anderen auf die Gewähr, die der Verlag an sich verspricht: Hanser steht nicht für tumben Antifa-Agitprop. Es gibt in der Tat ein paar Publizisten, die sich – ohne im Verdacht zu stehen, mit rechtem Gedankengut zu liebäugeln – einer als »rechts« geltenden Klientel genähert haben, ohne dabei Häme, Abscheu und Klischee zu den Tragpfeilern ihrer Texte gemacht zu haben. Christoph Diekmanns Reportagen

wären ein Beispiel oder jüngst *Deutschboden*, die ostprovinzielle Selbsterfahrung des Moritz von Uslar. Geisler und Schultheis wollen in acht Kapiteln den »alltäglichen Rechtsextremismus« präsentieren, der sich »jenseits von NPD und Neonazis« im »heilen Mainstream« breitmache

und auf hohe Akzeptanz stoße. Zu bieten hat das Autorenduo allerdings ausnahmslos Altbekanntes (größtenteils eben doch aus dem einschlägigen Milieu) aus der Antifa-Kiste. Sprachlich werden die Reportagen unschön – mit effektheisenden Stilmitteln wie elliptischen Sätzen,

die Dramatik suggerieren wollen – dargebracht. Was denn durch die ständig neuen Konzepte gegen Rechtsextremismus besser geworden sei, fragen die Autoren rhetorisch: »Nichts.« Sie haben unter anderem in Halberstadt recherchiert, in Delmenhorst und in einem anonymisierten Ort in Süddeutschland (eine peinlich berührende Geschichte über eine bürgerliche Mutter, deren Sohn in die Falle brauner Rattenfänger geraten ist, aber – für die Reporter ein irrsinniger Widerspruch – zu den ausländischen Geschäftspartnern des Vaters höflich ist) und sind der Überzeugung: »Wir hätten auch überall sonst in Deutschland hinfahren können und wären doch wieder in jener Zone angekommen, die gerne als »rechter Rand« bezeichnet wird.« Geisler und Schultheis verhehlen nicht, wie widerwärtig ihnen die Objekte ihrer Betrachtungen sind. Egal, ob die den »trägen, schwer verständlichen Nuscheldialekt der Region« (Halberstadt) sprechen, Bier zu 39 Cent trinken, auf Dorffesten von »billigem Blümchengeschirr« (Bargischow/Ostvorpommern) tafeln oder – trotz ihrer rechten Gesinnung! – als Elternbeirat gewählt und zum Spanferkelgrillen zugelassen werden: Die Publizisten sind alarmiert, um so mehr, wenn ihnen eine Rechte



wie Ines Schreiber (Strehla bei Dresden) »verblüffend offen« entgegentritt. Selbst daß Frau Schreiber nebenbei rasch die Scherben auf dem Spielplatz wegsammelt, lassen die Autoren als infame Strategie erscheinen. Mit solchen Artigkeiten, so insinuiieren sie, wollen solche Leute sich nur tarnen. »Die Rechte hat ein neues Gesicht. Doch davon soll man sich nicht täuschen lassen.« Aufgedeckt wird, daß ein Sohn der Porträtierten Siegfried heißt – ausgerechnet! Obendrein trägt sie an der Kette ein Baumsymbol. Geisler und Schultheis fanden heraus, daß diesen Anhänger auch Kunden der *Deutschen Stimme* erworben haben, die zugleich den Kunstdruck »Deutschland ist da, wo starke Herzen sind« bestellten. In einem weiteren Kapitel nehmen die Journalisten das islamfeindliche Portal *PI-News* unter die Lupe. Wie weit die Toleranz nach ganz rechts (!) dort gehe, sehe man an Verlinkungen unter anderem zur *Jungen Freiheit* und zur Netzseite der *Sezession*.

Hier werden alle in ein Boot gesetzt: NPD, Intellektuellenblätter, halbanalphabetisierte Gewaltkriminelle, Ufo-gläubige »Reichsbürger« – die Bedrohungslage für die demokratische Gesellschaft bleibt im Diffusen. Die Medien jenen Gruppen in die Hände, finden die Autoren. Wenn »alternative« Jugendliche wegen ihrer »Piercings angepöbelt« würden oder ein Punk vermöbelt werde, würde die Öffentlichkeit davon kaum je erfahren. Juden und Schwarze als Opfer seien leider die für die Berichterstattung »begehrtesten Fälle«. Du liebe Güte!

Ellen Kositzka

Meinungswechselfreudig

Jürgen Peter Schmied: *Sebastian Haffner. Eine Biographie*, München: C.H. Beck 2010. 683 S., 29,95 €

Sebastian Haffner (1907–1999) hat als meinungsfreudiger Journalist die ersten Jahr-

zehnte der Bundesrepublik mitgeprägt. Inwieweit er dabei Meinungen lediglich wiedergab oder diese für seine Leserschaft erst ausformulierte, ist bei der Beurteilung dieser Persönlichkeit vielleicht die wichtigste Frage. Deshalb ist es naheliegend, daß Schmied in seiner Biographie dem steten Wandel der Meinungen Haffners den größten Platz einräumt. Über Haffners Privatleben gibt es außer der 1938 erfolgten Emigration nach England auch nicht allzu viel zu berichten. Haffners Leben bestand aus seinen Kolumnen und Kommentaren.

In England hatte er sich als außenpolitischer Vordenker des *Observer* profiliert, nach dem Krieg zog es ihn wieder nach Deutschland. Aus dem Linkliberalen der Vorkriegszeit war ein Liberal-konservativer geworden, der sich zunächst für die Einbindung Deutschlands in die Nato aussprach, um wenig später auf Entspannung und ein neutralisiertes Gesamtdeutschland zu setzen. Von solchen »Rochaden« ist Haffners weiterer Lebensweg geprägt. War er zunächst für die *Welt* sowie *Christ und Welt* tätig und damit eher auf konservativer Seite, änderte sich das mit der *Spiegel*-Affäre grundlegend. Hatte Haffner zuvor kein gutes Wort über die DDR verloren und einen staatstragenden Standpunkt herausgekehrt, ging er jetzt auf Konfrontationskurs zur BRD und wurde Kolumnist bei *Stern* und *konkret*, womit er sich dem Lager der 68er dienstbar machte. In den 70er Jahren änderte sich auch das wieder. Die weiteren Jahrzehnte seines Schaffens waren weniger der Tagespolitik als der Geschichte gewidmet, wobei seine *Anmerkungen zu Hitler* (1978) das größte Aufsehen erregten. Haffner war als Historiker populär, weil er (auch auf Kosten der Wahrheit) zuspitzen konnte, was sich die Fachwissenschaft meistens versagen muß. Des-

halb war er auch im Fernsehen ein häufiger Gast, der unter anderem gemeinsam mit Hellmut Diwald die *Dokumente deutschen Daseins* präsentieren konnte und dabei auf den konservativen Part festgelegt war. Diesen ewigen Wechsel der Meinungen stellt Schmied in seiner ganzen Bandbreite dar, ohne den Leser zu ermüden.

Er bedient sich dabei eines leicht ironischen Untertons, wohl weil viele Äußerungen Haffners aus heutiger Sicht einfach zu absurd für eine ernsthafte Diskussion sind. Deutlich wird dabei auch, daß Haffner durchaus jemand war, der einfach an der Provokation Freude hatte

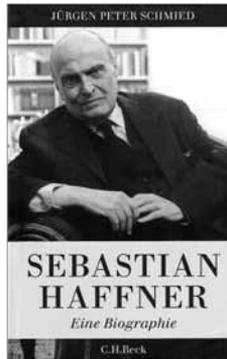
und schon deshalb eine abweichende Meinung formulieren mußte. Schmieds Arbeit macht nicht zuletzt deutlich, wie wichtig es ist, sich die Tagespresse anzuschauen, wenn man den gesellschaftlichen Wandel in der Bundesrepublik verstehen will. Daß Schmied andeutungsweise mehr mit dem konservativen Haffner als dem linken sympathisiert, ist sicher kein Nachteil.

Erik Lehnert

Vertiert

Horst Lorenz: *Lanz von Liebenfels. Theozoologie und Ariosophie. Die Neutemppler und die assyrischen Menschentiere*, Salenstein: Unitall-Verlag 2010. 480 S., 19,90 €

Der österreichische Rassen-esoteriker Jörg Lanz von Liebenfels (1874–1954) gehört zu den schillerndsten Theoretikern des 20. Jahrhunderts. Sein »ariosophisches« Denkbäude verband christliche und rassistische Elemente. Beruhend auf dem Studium alter Schriften und Bildinterpretationen, ging seine manichäische Weltsicht von der Existenz zweier vorzeitlicher Gattungen aus: Den feinfühligsten Engelsgeschlechtern und den niederen Primaten. »Evas



Droht uns Bürgerkrieg?

Migrantengewalt gehört zu den großen tabuisierten Themen in unserer Gesellschaft. Ebenso wie die aktuelle Debatte um die katastrophale demographische Entwicklung aufgrund einer fehlgesteuerten Zuwanderung in Deutschland nimmt die Bevölkerung die wachsenden Gewaltprobleme aus Kreisen muslimischer Migranten mit größter Sorge wahr, während die politische Klasse sie schönredet, statistisch manipuliert oder schlicht ignoriert.

Der Politikwissenschaftler Stefan Hug analysiert auf hohem Niveau und stets untermauert mit Beispielen aus dem polizeilichen Alltag die Ursachen und Auswirkungen der extrem hohen Gewaltkriminalität, die von Teilen der türkischen und arabischen Migranten ausgeht. Dabei findet der religiös-kulturelle Hintergrund dieser überwiegend muslimisch geprägten Zuwanderer sein besonderes Interesse.

Viele von ihnen verhalten sich nicht anders als in ihren Herkunftsländern, in denen der Rechtsstaat ein Fremdwort und die eigene Sippe der einzige verlässliche Rückhalt ist; Herkunftsländer, in denen Nichtmuslime Menschen zweiter Klasse sind, gegängelt und unterdrückt werden.

Hug kommt in seiner faktenreichen Studie, die durch Detailkenntnisse aus den Bereichen der bundesdeutschen Polizeiarbeit und Verwaltung, der Rechtsprechung und der Gesetzgebung geprägt ist, zu der alarmierenden Erkenntnis: Das staatliche Gewaltmonopol in Deutschland ist extrem gefährdet. In vielen Stadtteilen, in denen sich Parallelgesellschaften mit eigenem, islamisch fundiertem Recht herausgebildet haben, existiert es eigentlich gar nicht mehr. Denn wenn die Polizei mit Moscheegemeinden kooperieren muß, um Recht durchzusetzen, wenn viele Türken und Araber Polizisten nur noch anerkennen, wenn diese selbst Türken und Araber, Muslime sind, dann hat der Staat verloren. Wenn das Gewaltmonopol geteilt wird, ist es kein Monopol mehr.

Die Arbeit Hugs erhält einen besonderen Wert auch dadurch, daß er diese für den staatlichen Zusammenhalt und die demokratische Konstitution Deutschlands so verheerende Entwicklung stets in einen geistesgeschichtlichen und politischen Zusammenhang einzuordnen versteht und die wahren Ursachen nicht bei den Migranten, sondern bei den Deutschen und ihrer unterdrückten nationalen Identität sieht. **Unser Staat wird nicht von Fremden unterminiert – vielmehr entmachtet er sich systematisch selbst!** Und wo der Staat keine Macht mehr hat, ist dem Bürgerkrieg der Boden bereitet!

Stefan Hug, M.A., Jahrgang 1968, studierte Politikwissenschaft und Volkskunde in Kiel und Tübingen. Tätigkeit als freier Autor und Journalist. Zahlreiche Publikationen zu kulturellen und historisch-politischen Themen in der Bundesrepublik, der Schweiz und Österreich. Letzte Buchveröffentlichung: „Hollywood greift an! Kriegsfilme machen Politik...“ (Graz 2009)

Stefan Hug
Migrantengewalt
Wie sich unser Staat selbst entmachtet
304 Seiten, Hardcover,
gebunden
ISBN 978-3-937820-13-2
Preis: 19,80 Euro



Verlag Bublies

Bergstraße 11

D-56290 Schnellbach

Tel.: 0 67 46 / 73 00 46

Fax: 0 67 46 / 73 00 48

E-Brief:

bublies-verlag@t-online.de

Internet:

www.bublies-verlag.de

Sündenfall« habe in der Unzucht von Engelsweibchen mit den Primaten bestanden, woraus als Bastard die menschliche Art entstanden sei. Liebenfels hielt dieses Szenario für real, da in der Urzeit genetische Befruchtungen über Artschranken hinweg möglich gewesen seien. Viele alte Quellen seien Schilderungen jenes Urgeschehens aus dem kollektiven Unterbewußtsein. Das Menschengeschlecht stünde also heute weiterhin vor der Alternative, sich hinabzu»vertieren« oder sich hinaufzuveredeln. Die größten Restbestände einstiger Engelhaftigkeit fand Lanz bei den »Ariern«. Lanz wurde wegen seiner Aussagen von Wilfried Daim einst als der »Mann, der Hitler die Ideen gab« bezeichnet. Dem widerspricht Horst Lorenz in seiner materialreichen, wenngleich stark esoterisch-verstiegenen Biographie. Er verweist auf den Konflikt zwischen Lanz' 1907 gegründetem »Neutempler«-Orden und den Nationalsozialisten. Letztere argumentierten nämlich national und faktisch »antirassistisch«. Denn auch Rassismus ist eine universalistische, über der »Volksgemeinschaft« stehende Weltanschauung. Während die Nation als soziale Gemeinschaft gedacht wird, präsentiert sich Rassismus als weltumspannende und elitäre »Community«.

Claus-M. Wolfschlag

Preußisch

Frank-Lothar Kroll: *Geschichtswissenschaft in politischer Absicht. Hans-Joachim Schoeps und Preußen*, Berlin: Duncker & Humblot 2010. 144 S., 24 €

An Preußen scheiden sich bis heute die Geister, die Gläubigen von den Ungläubigen. Insbesondere ist die Frage umstritten, ob Preußen mehr war (und ist) als ein Objekt historischer Forschung und ob es

uns heute darüber hinaus noch etwas zu sagen hat. Insofern ist Preußen ein Sonderfall innerhalb der Geschichtswissenschaft, der dementsprechend besondere Vertreter des Faches anzog. Nach der Auflösung Preußens durch die Alliierten nach dem Zweiten Weltkrieg war es Hans-Joachim Schoeps (1909–1980), der als zurückgekehrter Jude das Jubiläum von 1951 zum Anlaß einer Ehrenrettung Preußens nahm. Schoeps lehrte seit



1947 in Erlangen Religions- und Geistesgeschichte und damit ein Fach, das ihm keine Beschränkungen auferlegte. So konnte er sich, neben seinen zahlreichen anderen Forschungsgebieten, auch der Erforschung Preußens widmen. Aus dieser Beschäftigung sind zwei bis heute gültige Resultate hervorzuheben. Das in zahlreichen Auflagen edierte Preußenbuch (1966), das über Jahrzehnte recht einsam ein positives Bild von Preußen vermittelte und seine Arbeit über *Das andere Preußen* (1952), die Geschichte der Hochkonservativen unter Friedrich Wilhelm IV., die bis heute einen Impuls gibt, der nicht zuletzt auf den Autor des vorliegenden Buches gewirkt hat.

Kroll umreißt bereits im Titel das Problem: Preußen war für Schoeps mehr als historischer Gegenstand, es war immer auch politisches Bekenntnis und Teil seiner Persönlichkeit. Schoeps' Stellung zur restlichen Preußenforschung war zwiespältig, weil die propagandistischen Elemente seiner Arbeiten kaum zu übersehen waren. Kroll arbeitet drei Zielvorgaben heraus, denen sich Schoeps verpflichtet fühlte: die preußische Idee, die es zu vermitteln galt, die Wiedererrichtung der Monarchie, die der Bundesrepublik eine Mitte geben sollte und der konkrete Staat Preußen, der als Vorbild zu würdigen war. Abgerundet wird der Band durch zwölf bislang unveröffentlichte Anlagen, aus denen Überlegun-

gen der dreißiger Jahre zur Stellung der Juden im deutschen Staat, die der Deutschen Schoeps als eigenen Stand integrieren wollte, hervorstechen. Briefe prominenter Autoren (u. a. Brüning, Carl Schmitt) zeugen von der Wertschätzung, die Schoeps zu Lebzeiten genoß. Auch Kroll, Geschichtspräsident in Chemnitz, steht seinem Thema mit Sympathie gegenüber und belegt damit eine Grundüberzeugung Schoeps', wonach wirkliche Wissenschaft nicht ohne wohlwollendes Verständnis für den Gegenstand möglich ist.

Erik Lehnert

Bewegt

Elena Agazzi und Erhard Schütz (Hrsg.): *Heimkehr: eine zentrale Kategorie der Nachkriegszeit. Geschichte, Literatur und Medien*, (= *Schriften des Italienisch-Deutschen Historischen Instituts in Trient, Band 23*), Berlin: Duncker & Humblot 2010. 275 S., 78 €

Millionen Deutsche wurden im 20. Jahrhundert zwangsweise in Bewegung gesetzt: Durch Emigration, Krieg, Flucht und Vertreibung, durch die Umsiedlungsaktionen gemäß dem Hitler-Stalin-Pakt, durch Kriegsgefangenschaft, Deportationen und schließlich durch die Teilung des Landes. Millionen sehnten sich nach Heimkehr, die, wie schon der Buchtitel richtig konstatiert, »eine zentrale Kategorie der Nachkriegszeit« wurde. Der vorliegende Band enthält 17 Beiträge, die 2008 auf einer Tagung des Italienisch-Deutschen Instituts Trient von Literatur- und Kulturwissenschaftlern beider Länder gehalten wurden. Wie prägte die erlebte, verweigerter oder unmöglich gemachte Heimkehr das Nachkriegsdeutschland? Wie fand dieser Topos in Politik, Kultur, Wissenschaft und Medien seinen Ausdruck? Die zeitgeschichtlichen Figuren, die in den Blick genommen werden, reichen von Adenauer bis Böll, von Fassbinder bis Kempowski. Die legendäre »Heimkehr der

Zehntausend«, die der Bundeskanzler 1955 in Moskau erreichte, wurde zu einem »Kern des Adenauer-Mythos« (Erhard Schütze). Doch in was für ein Deutschland gerieten die letzten Kriegsgefangenen? Ein Filmplakat zum Heimkehrerfilm »Die Glocken von Friedland« (1957) von Gerhard Klühs stellt den Krieg, das Gefangenenlager und ein tanzendes Paar nebst einer dunkelhäutigen Band nebeneinander: »Pointiert artikuliert das Plakat die traumatischen Gefühle von Ausgeschlossenheit der Heimkehrenden von Unterhaltung und Sex in einer amerikanischen Gesellschaft, an deren Horizont der Ostblock droht.« Nebenbei: Unter anderen Vorzeichen erging es den Heimkehrern in die DDR ähnlich. Damit ist ein weiteres – leider nicht herausgearbeitetes – Nachkriegsdrama angedeutet: Die deutschen Teilstaaten wurden nach dem Vorbild ihrer jeweiligen Besatzungsmächte geformt und waren angehalten, in deren Begrifflichkeit und Metaphern die eigenen Verlust Erfahrungen zu verarbeiten: Ein Akt der Selbstentfremdung. Daher betrifft das Problem der »Veweigerten Identitäten«, das Elena Agazzi am Beispiel des Kommunisten, Juden und »Heimkehrers ohne Vaterland« Valentin Senger erläutert, alle Nachkriegsdeutschen. Der daraus resultierende, halb- oder unbewusste Schmerz kann die große Aufmerksamkeit, auf die schlecht gemachte, volkspädagogisch angelegte Fernsehfilme wie »Die Flucht« oder »Die Gustloff« stoßen, überzeugender erklären als das Bedürfnis, sich im »Opfermythos« als wieder vereinte Nation zu konstituieren, was Alexandra Tacke und Geesa Tuch nahelegen. Die DDR kommt – wieder einmal – nur am Rande vor. Die »massenhaften Transitbewegungen« (Henning Wrage) wurden hier schon 1954 in Erwin Strittmatters Kinderbuch *Tinko* thematisiert, bezeichnenderweise aus der naiven Perspektive des Kindes, das den aus der Kriegsgefangenschaft zurückgekehrten, ihm fremd gewordenen Vater

konsequent »Heimkehrer« anspricht. Ein Buch, in dem viele interessante Fakten, Beobachtungen und Überlegungen versammelt sind, das die Tiefenschichten der Kollektivpsyche aber nur streift.

Thorsten Hinz

Notiert

Gerhard Nebel: *Zwischen den Fronten. Kriegstagebücher 1942–1945*, Wiederentdeckt, ausgewählt und mit einem Nachwort von Michael Zeller, Berlin: wjs Verlag. 282 S., 24,90 €.

In beiden Weltkriegen wurde fleißig Tagebuch geschrieben. Das bekannteste Beispiel ist sicherlich Ernst Jünger, der aus seinen Tagebüchern des ersten Krieges die *Stahlgewitter* komponierte. In Jüngers Notizen aus dem zweiten Krieg, den *Strahlungen*, kommt auch der Altphilologe und Philosoph Gerhard Nebel (1903–1974) vor, der seit 1938 mit Jünger in Kontakt stand und diesem ein Jahr später seine erste größere Publikation widmete. Damit hatte Nebel, was damals noch nicht abzusehen war, sein Schicksal mit dem Jünger verknüpft, mit der Folge, daß Nebel nie als eigenständiger Denker wahrgenommen wurde. Man erinnert sich seiner, von wenigen Ausnahmen abgesehen, als Jünger-Adept. Daß man jemanden verehren und doch eine ganz eigene Sicht auf die Dinge entwickeln kann, belegen dagegen die Kriegstagebücher Nebels, die in der unmittelbaren Nachkriegszeit viele positive Reaktionen hervorriefen. Nebel gehörte einem der sogenannten »weißen Jahrgänge« an, mußte als junger Mann keinen Wehrdienst leisten und kam so erst mit Ende Dreißig mit dem Militär in Berührung. Als Dolmetscher wurde er nach Paris versetzt (wo er Jünger begegnete), wurde für einige regimiekritische Äußerungen denunziert und auf die Kanalinseln zu einem Baubataillon versetzt und landete schließlich als Dolmetscher in Italien.

Sein Tagebuch ist daher aus der Sicht eines »Etappenhengstes« geschrieben, der die militärischen Strukturen und insbesondere seine Vorgesetzten verachtet. Vor dem Dienst versucht er sich zu drücken, wo sich die Gelegenheit bietet und leidet unter dem Stumpfsinn der täglichen Routine. Die Situation, in der er sich als freitagsliebender Deutscher sieht, ist eine tragische. Er kann als Deutscher nicht in den alliierten Deutschenhaß einstimmen, gleichzeitig aber wünscht er sich die Niederlage, weil es keine andere Möglichkeit gibt, Hitler los zu werden. Der letzte Band, des zwischen 1947 und 1950 in drei Bänden publizierten Tagebuchs, deutet diese mißliche Lage im Titel an: *Unter Partisanen und Kreuzfahrern* wird Nebel Zeuge des Weltbürgerkriegs. Der Herausgeber der vorliegenden Ausgabe hat aus den über tausend Druckseiten der Originalausgaben weniger als ein Drittel ausgewählt. Das war einerseits notwendig, um Nebels Tagebüchern überhaupt die Chance zu geben, gelesen zu werden. Andererseits strahlt die Auswahl eine Souveränität und Stringenz aus, die ursprünglich nicht vorhanden war. Nebels Verehrung für Jünger war maßlos, und Nebels Schicksal als ewiger Adept wird unverständlich, wenn man einen so bekannten Satz wie dem vom 24.11.1943 streicht: »Ernst Jüngers Liebe zu Frankreich, vielleicht das wichtigste Ereignis und der eigentliche Sinn der deutschen Invasion in Frankreich.«

Erik Lehnert

Jungkonservativ

Sebastian Maaß: *Dritter Weg und wahrer Staat. Othmar Spann – Ideengeber der Konservativen Revolution (= Kieler Ideengeschichtliche Studien, Bd. 3)*, Kiel: Regin-Verlag 2010. 174 S., 18,95 €.

Die »Kieler Ideengeschichtlichen Studien« gewinnen mit Band III an Konturen. Den vorausgehenden Monogra-

phien über Edgar Julius Jung und Arthur Moeller van den Bruck steuert Sebastian Maaß mit der Studie zu Othmar Spann ein weiteres Puzzleteil in der Darstellung der »profilier- testen Vertreter der jung- konservativen Richtung der Konservativen Revolution« bei. Als Fraktion mit gemäßig- ten Strukturelementen nahm der Jungkonservatismus eine Mittelstellung zwischen Völ- kischen und Nationalrevolu- tionären ein und konnte so- wohl in der Weimarer Repu- blik (Regierung von Papens) als auch der Ersten Republik Österreichs (Heimwehrbewe- gung) in die realpolitischen Auseinandersetzungen der Zeit eingreifen. Die Kontex- tualisierung in die ideenge- schichtliche Umwelt der KR unternimmt Maaß einerseits über das Aufzeigen dezidiert jungkonservativer Positionen (ständestaatliche Konzeption, mittelalterliche Reichsidee, christliche Bezugspunkte, ganzheitlicher Ansatz) in Ab- grenzung zu anderen Gruppie- rungen der KR, andererseits mittels Bezugnahme auf die charakteristischen Analogien (Mythos der »Ewigen Wieder- kehr«, Antiliberalismus und -marxismus) von Jungkonser- vatismus und restlichen konser- vativ-revolutionären Strö- mungen. Dem Vorwort des Spann-Kenners Hanns Pich- ler, der die von Maaß vorge- nommene Fokussierung auf Gesellschafts- und Staatslehre Spanns als klugen Ansatz für eine einführende Darstellung bezeichnet und gerade den in dessen frühen Schriften aus- gebreiteten »ganzheitlichen« gesellschaftswissenschaftlichen Ansatz als erkenntnis- leitend für diesen Rahmen betrachtet, folgt ein biogra- phischer Überblick. Anschlie- ßend widmet sich Maaß den Spann-Schülern Jakob Baxa und Walter Heinrich, die maß- geblichen Anteil an der akade- mischen Verbreitung der uni- versalistischen Lehre Spanns besaßen, Heinrich versuchte darüber hinaus die ganzheitliche Lehre Spanns in reale Poli- tik (Heimwehrbewegung in Österreich; Kameradschafts-

bund für volks- und sozialpo- litische Bildung im Sudeten- land; Institut für Ständewesen in Düsseldorf) umzusetzen. Anschließend behandelt Maaß »Philosophie und Religion als Grundlagen der Ganzheits- lehre«, um über die Darlegung der »Kategorienlehre« und der politischen Publizistik (*Der wahre Staat; Vom Wesen des Volkstums*) den Aufbau des Spannschen »orga- nischen« Staatswe- sens zu rekonstruieren. Indem der Ver- fasser das Wirken des Wiener Kreises um Spann sowohl in Österreich als auch dem deutschspra- chigen Kulturraum analysiert, wird die meta- und realpo- litische Bedeutung dieses Dritten We- ges deutlich, der mit seiner machtpolitischen Aus- prägung in Österreich um 1930 eine ernsthafte histori- sche Alternative zu den »drit- ten Wegen« des Nationalso- zialismus und des Faschismus darstellte. Das im Untertitel verwandte Konstrukt »Ideen- geber der Konservativen Re- volution« stellt – aufgrund der überschaubaren Rezeption von Spanns Universalismus in der Weimarer Republik – einen einzelnen Kritikpunkt an die- ser soliden Monographie dar.

Sebastian Pella

Erotisch

Helmut Klewan: *Küsse, Bisse. Erotische Trophäen*, Wien: Karolinger 2010, 316 S., 28 €

Sollte einmal ein alldurchdrin- gendes erotisches Fluidum in der Welt gewesen sein, wie es die Lektüre vergilbter Schrif- ten vermuten läßt, so ist es je- denfalls längst verflogen. Aus einer säkularen Gesellschaft, welche die Erotik zum Sex entmystifiziert und schließlich zu einem kapitalen Fitness- und Wellnessprogramm profa- niert hat, zog sich der alte Eros vornehm auf den Status eines *deus absconditus* zu- rück. Daß dies nicht gut für

die Sterblichen ist, mochte den Galeristen und Verleger Helmut Klewan dazu bewo- gen haben, in dessen Arcanum einzudringen, um ihm *Küsse, Bisse. Erotische Trophäen* zu entreißen.

In dieser erlesenen Sammlung aus Gedichten, Erzählungen, Briefen, Tagebuchaufzeich- nungen und Essays begegnet man profilierten Liebesdich-

tern von Sappho und Lukian bis zu Stendhal und Flau- bert; aber auch re- aktionäre Rebellen wie Bloy und Dávila. Avantgardistische Dékadents und ma- nische Surrealisten wie Rimbaud und Breton legen bered- tes Zeugnis ab von der Macht ihrer Lei- denschaft. Erfreulich ist nicht zuletzt

die Wiederbegegnung mit dem unverwüstlichen Geistesari- stokraten Axel Matthes und seinen einstmaligen Wegge- fährten aus der heroischen Zeit des Matthes & Seitz- Verlages Gerd Bergfleth und László Földényi.

Die Auswahl der Texte steht denn auch weniger im Zei- chen des schalkhaft tändeln- den Amor als des dämonisch peitschenbewehrten Eros, von dessen ergebenstem Hohe- priester Georges Bataille, der selbst mit einer hinreißenden Liebesbeschwörung zu Wort kommt, Hans Erich Troje ein vortreffliches Portrait ge- zeichnet hat. Entsprechend berichten die versammelten li- terarischen Kostbarkeiten nur selten von gefahrlosen Lieb- schaften; nicht wenige verstö- ren mit abgründigen Passio- nen und ausgefallensten Per- versionen. Wer darin freilich bloße Pornographie erblik- ken wollte, wäre wahrlich ein gottloser Geselle: schließlich zielen gerade die exzessivsten Formen der Erotik durch die physische Selbstverausgabung hindurch auf eine metaphysi- sche Selbstüberschreitung des Menschen, die selbst den An- blick des absoluten Herrn, des Todes, nicht fürchtet.

Siegfried Gerlich



Programm und Redaktion

Sezession ist eine politisch-kulturelle Zeitschrift. Gebildet, widerborstig und konservativ zu sein, ist das Gebot der Stunde: Wer einigermaßen wachen Auges und Geistes in Deutschland lebt, wird nach rechts blicken, wo verantwortungsbewußt gedacht und argumentiert wird.

Sezession bündelt Gedanken, Argumente und Lösungsansätze sechsmal im Jahr auf jeweils 60 Seiten – dreimal thematisch gebunden, dreimal in einem offenen Heft.

Sezession wird vom Institut für Staatspolitik herausgegeben, unter Mitarbeit von Wolfgang Dvorak-Stocker, Ellen Kositzka, Götz Kubitschek (ViSDP), Erik Lehnert und Karlheinz Weißmann.

Presse über uns

- ▶ eine »kluge Zeitschrift« (*Die Welt*)
- ▶ die »Pflichtlektüre der neurechten Intelligenz« (*Tagesspiegel*)
- ▶ »unverzichtbar für jeden Konservativen, der mitdenken will« (*Junge Freiheit*)

Ihr Abonnement

Ein Jahresabonnement (sechs Hefte) kostet inklusive Porto:

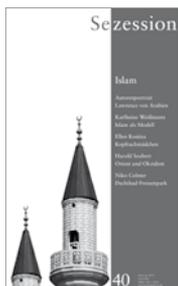
- ▶ 45 € im Normalbezug,
- ▶ 30 € ermäßigt für junge Leser in Ausbildung,
- ▶ 75 € im Förderabonnement,
- ▶ 55 € für Auslands-Abonnenten.

Ihre Prämie 2011

Neuabonnenten erhalten als Prämie das Interview-Buch *Deutschland auf Augenhöhe* mit General Schultze-Rhonhof (Ladenpreis 12 €).

Sezession

Rittergut Schnellroda
D-06268 Steigra



Heft 40 / Februar / 10 €
Themenheft »Islam«
60 Seiten, Beiträge u.a.:

Autorenportrait
Lawrence von Arabien
Ellen Kositzka
Kopftuchmädchen
Harald Seubert
Orient und Okzident
Nico Colmer
Dschihad-Freizeitpark



Heft 43 / August / 10 €
offenes Heft
60 Seiten, Beiträge u.a.:

Autorenportrait
Martin Walser
Felix Menzel
No-Go Meck-Pomm
Michael Paulwitz
Ein Jahr nach Sarrazin
Frank Lisson
Kultureller Selbsthaß



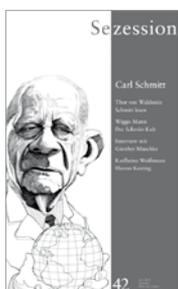
Heft 41 / April / 10 €
offenes Heft
60 Seiten, Beiträge u.a.:

Karlheinz Weißmann
Intellektueller Verrat
Thomas Bargatzky
Ist Kultur schädlich?
Frank Lisson
Spenglers Aktualität
Thorsten Hinz
Rechts ist noch Platz



Heft 44 / Oktober / 10 €
»Konservative Revolution«
60 Seiten, Beiträge u.a.:

Karlheinz Weißmann
KR als Epochenphänomen
Götz Kubitschek
Starkstrom KR
Sebastian Maaß
Die Jungkonservativen
Kleines Lexikon
der KR-Köpfe



Heft 42 / Juni / 10 €
Themenheft »Carl Schmitt«
60 Seiten, Beiträge u.a.:

Thor von Waldstein
Schmitt lesen
Wiggo Mann
Der Schmitt-Kult
Interview mit
Günther Maschke
Karlheinz Weißmann
Hanno Kesting



Heft 45 / Dezember / 10 €
offenes Heft
60 Seiten, Beiträge u.a.:

Autorenportrait
C.S. Lewis
Martin Lichtmesz
Amerikanische Freiheit
Siegfried Gerlich
Linke und Nation
Ellen Kositzka
Hallo, Prof.!

Eisern: Cioran, Eliade

Am 8. April jährt sich zum 100. Mal der Geburtstag des rumänisch-französischen Schriftstellers Emile Cioran, dem wohl schwärzesten *enfant terrible* unter den Philosophen des 20. Jahrhunderts. Der in Siebenbürgen geborene Sohn eines orthodoxen Priesters debütierte als 21-jähriger mit dem Buch *Entdeckungen des Schmerzes*, dem folgte der Band *Auf den Gipfeln der Verzweiflung*. Von diesen ging es weiter bergab (oder bergauf?) in die Untiefen und schwindelnden Höhen des radikalen Nihilismus, wie sie aus seinen berühmten, in französischer Sprache geschriebenen Essay- und Apho-

Cioran zum (nicht minder extremistischen) Philosophen der Desillusionierung, Ermattung und Anti-Utopie schlechthin. Ein kleineres Jubiläum steht dieses Jahr auch für Ciorans Weggefährten in der Eisernen Garde und im französischen Exil, Mircea Eliade, an. Der bedeutende Religionswissenschaftler und Romancier starb vor 25 Jahren, am 22. April 1986, in Chicago, wo er zuletzt lehrte. Das Standardwerk über sein außergewöhnliches Leben und Werk ist in der Edition Antaios erhältlich. (Florin Turcanu: *Mircea Eliade. Der Philosoph des Heiligen oder im Gefängnis der Geschichte*, Schnellroda 2006. 19 €)



Emile Cioran:
Über Deutschland.
Aufsätze aus den
Jahren 1931–
1937, übersetzt
von Ferdinand
Leopold, Berlin:
Suhrkamp 2011.
232 S., 17,90 €

rismensammlungen wie *Lehre vom Zerfall* (1949) und *Syllogismen der Bitterkeit* (1952) bekannt sind. Zwischen den Gipfeln und dem Zerfall lag eine Periode im Leben Ciorans, die seinen Lesern teils Bauchschmerzen bereitet, teils seine abgründige Faszination noch steigert: die lange im Dunkeln liegenden Jahre seiner glühenden Begeisterung für den Faschismus der »Eisernen Garde« Corneliu Codreanus und für den Nationalsozialismus Hitlers. Pünktlich zum Jubiläum legt Suhrkamp nun eine Sammlung von Aufsätzen vor, nach denen deutsche Cioran-Freunde schon seit langem gieren. *Über Deutschland – Aufsätze aus den Jahren 1931–1937* (Berlin 2011. 17,90 €) versammelt hauptsächlich Artikel, die der junge Feuerkopf als Berliner Korrespondent für die Zeitschrift *Vremea* schrieb. Der Faschismus war für Cioran ein letzter Versuch, die vom Zweifel zerfressenen vitalistischen Kräfte durch das »Opium« des »nationalen Absoluten« zu stimulieren: »Wenn mir etwas an den Anhängern Hitlers gefällt, so ist es der Kult des Irrationalen, die Verherrlichung der Lebenskraft als solcher, das mannhaft Ausgreifen der Kräfte, ohne kritischen Geist, ohne Vorbehalte, ohne Beherrschung.« Nachdem das Fieber vorübergerast war, wurde ein ernüchterter

Wer ist hier Nazi?

Frank Uffelmann, der charismatische Spätaussiedler, sorgt in dem kleinstädtischen Kant-Gymnasium immer noch für Verwirrung und Tumult. Die Teile der Lehrerschaft, die sich im »Komitee gegen rechte Gewalt« organisiert haben und zusätzlich zu ihrem stramm antifaschistischen Kurs die Schülerschaft *gender mainstreamen* wollen, beißen sich genauso die Zähne an dem außergewöhnlichen und bibelfesten Jungen aus wie der brave Relilehrer, der eine sehr zeitgeistige Christenlehre an seine Schüler herantragen will. Zudem gibt es da eine neue Schülerzeitung, *sapere aude*, in der neben heimatkundlichen Artikeln auch ominöse Bücher von Schülerhand rezensiert werden. Oder ist dieser Gerd Schultze-Rhonhof gar kein Nazi? Im zweiten Band seines opulenten und in konservativen Jugendbünden zum Klassiker avancierten Jugendromans *Heimat ist ein Paradies (Auf verschlungenen Pfaden)*, Bad Pyramont: V. Streck Verlag 2010. 559 S., 19,90 €, erhältlich im Buchhandel oder unter kontakt@streck.info) läßt der rußlanddeutsche Autor und Verleger Viktor Streck von der nationalrevolutionären Schülergruppe um Frank, Sebastian und Julia weitere Fronten verteidigen und andere niederreißen. Dies alles packend (und literarisch ausgefeilter als noch in Band 1, *Sezession* 33/09) eingebettet in die ganz üblichen Umstände des Erwachsenwerden. Ein reichlich nonkonformes Jugendbuch.

Staatbildend

Was für ein Volk! Geprägt von ehrenwerten Eigenschaften wie Gemeinschaftssinn, Ordnung Fleiß und Reinheit, dazu eine unermeßliche Reproduktionsrate. Zukunftsvorsorge und Selbstaufopferung haben hier traditionell, und das heißt seit ein paar tausend Jahren, einen hohen Stellenwert. Von Pazifismus keine Spur: Die Bienen sind kriegerische Stämme. Die Symbolkraft der Honigbiene ist eine Menschheitskonstante. Der Merowingerkönig Childerich führte sie in seinem Wappen, und in seinem Grab fanden sich dreihundert goldene Bienen. Herder nannte

die nützlichen Insekten »die ältesten Brüder des Menschen«. Wirtschaftsfachleute haben ihre gewaltige ökonomische Macht zu beziffern versucht: Der Ausfall der Bienen (sich freilich nicht nur auf die Honigernte, sondern vor allem auf die Obstbaumbestäubung auswirkend) soll demnach zu einem Schaden von rund 300 Milliarden im Jahr führen. *Bienentänze* ist das literarische Bouquet überschrieben, in dem Ralph Dutli (bekannt als Übersetzer, Editor und Biograph von Ossip Mandelstam) historische und philosophische Fundstücke über jene »selbstherrlichen, monarchischen«, von seinen Weibern dominierten Staaten gesammelt und poetisch hübsch gefügt hat. Die 94seitige Publikation ist unentgeltlich zu beziehen über die Vontobel-Stiftung, Tödistrasse 17, CH-8002 Zürich; www.vontobel-stiftung.ch.

Casa Pound, belletristisch

In Italien sorgt ein Roman über den »Faschismus des dritten Jahrtausends« für Furore. *Nessun dolore* (»Kein Schmerz«) heißt der im Oktober 2010 beim italienischen Verlagsimperium Rizzoli erschienene Bestseller von Domenico Di Tullio. Tullio ist Strafverteidiger von Casa Pound Italia (CPI), einer landesweit aktiven, neofaschistischen Bewegung, die aktivistisch, futuristisch, jedenfalls überraschend modern auftritt und eine »nationale Reconquista« fordert. Sie ist nach dem amerikanischen Dichter und Mussolini-Verehrer Ezra Pound benannt und den *Sezession*-Lesern aus der Reportage von Martin Lichtmesz – Heft 34/Februar 2010 – bekannt.



Domenico di Tullio:
Nessun dolore. Una storia di CasaPound, Roman, Mailand: Rizzoli 2010. 225 S., ca. 13 €

In einem poetischen, doch unverschnörkelten Bildungsroman skizziert Di Tullio die Entwicklung der Casa Pounds von der ersten Hausbesetzung in Rom 2002 bis zu einem blutigen Aufeinandertreffen von Polizei und den Neofaschisten auf dem römischen Piazza Navona am 29. Oktober 2008. Diese Eckdaten bilden den realen Hintergrund der fiktiven Freundschaft zwischen dem durchtrainierten Arbeiter Giorgio und dem schmalbrüstigen Bürgersohn Flavio. Di Tullio zeigt Casa Pound als Bewegung von unten, organisiert und getragen vom italienischen Prekariat und aggressiv antibürgerlich motiviert. Ideologische Verwurzelung finden die Personen des Romans und natürlich auch die des realen Lebens im italienischen Sozialfaschismus. Die

»Kinder einer verzweifelten Liebe« (Tullio) zum vergangenen und gegenwärtigen Italien haben von Turin bis Palermo rund vierzig Niederlassungen, darunter Musikläden und »futuristische Zirkel«. Allein im »schwarzen Herz der Hauptstadt«, der Casa Pound in Rom leben dreiundzwanzig italienische Familien zu stark vergünstigten Preisen.

Di Tullio zeigt die Faszination dieser nonkonformen Bewegung auf, die sich also keineswegs in faschistischer Nostalgie erschöpft, sondern mit sozialen Projekten, Plakataktionen und einem breit angelegten Veranstaltungsprogramm tatsächlich an einer Restitution des Faschismus arbeitet. In kurzen Abständen folgten schon im Oktober 2010 drei Auflagen des von Genua bis Palermo diskutierten Bestsellers. Di Tullio reist momentan, unterstützt von Casa Pound, lesend durch Italien. Die Reaktionen reichen von Protesten des Roten Blocks bis hin zu positiven Reaktionen in überregionalen Zeitungen. Eine deutsche Übersetzung steht noch aus, dürfte aber auch hierzulande reges Interesse am italienischen Faszinosum Casa Pound wecken.

Was wir verloren haben

Drei Jahre nach dem ersten (2008) ist jetzt der zweite Band der Bau- und Kunstgeschichte des Königsberger Schlosses erschienen. (Regensburg: Schnell & Steiner 2011. 608 Seiten, Abb., 89 €). Insgesamt sind es jetzt fast 1000 Seiten, auf denen der Berliner Architekt und Historiker Wulf D. Wagner das Schicksal der Königsberger Residenz ausbreitet. Für den Zeitraum zwischen der Zerstörung des Schlosses durch einen britischen Luftangriff am 30. August 1944 und der Sprengung der Ruine 1968 sowie das Nachkriegsschicksal der im Schloß befindlichen Sammlungen hat sich Wagner Unterstützung durch den Archäologen Heinrich Lange geholt, der auch die Ausgrabungen des Schloßkellers zwischen 2001 und 2007 behandelt.

Der Höhepunkt in der Geschichte des Schlosses war zweifellos die Krönung des ersten Preussischen Königs im Jahre 1701. Bei den Nachfolgern stand dieses Gebäude nie wieder so im Mittelpunkt. Zwar unternahmen auch Friedrich der Große, mit dem der zweite Band einsetzt, und seine Nachfolger eine Huldigungsreise nach Königsberg, blieben dem Nordosten des Königreichs sonst meistens fern. Es sei denn, sie waren zur Flucht gezwungen, so wie Friedrich Wilhelm III. zwischen 1806 und 1809.

Renoviert und umgebaut wurde trotzdem ständig, neue Denkmäler im Umfeld des Schlosses eingeweiht und zahlreiche unausgeführte Pläne gemacht. Der größte Einschnitt war das Ende der Monarchie, nach dem das Schloß Ostpreussisches Landesmuseum mit umfangreichen Sammlungen wurde. Durch die opulente Bebilderung des vorliegenden Bandes wird deutlich, was im Zweiten Weltkrieg verloren ging: An den meisten Abbildungen steht »Kriegsverlust«.

Den Schluß des Buches bilden »Drei Thesen zum Wiederaufbau des Königsberger Schlosses«, die Wagner ausführlich begründet. Königsberg soll

auf diese Weise nicht nur seine Mitte zurückbekommen, es soll auch wieder in die Geschichte integriert werden, aus der das ganze Nordostpreußen seit 1945 herausgefallen ist.

75. Todestag Oswald Spengler

Anfang dieses Jahres ist eine neue Doppelnummer der von Alain de Benoist herausgegebenen Zeitschrift *Nouvelle Ecole* erschienen. Die Ausgabe 59/60 ist in ihrem Hauptteil Oswald Spengler gewidmet und enthält neben einem Text von Benoist selbst (über Spengler im Dritten Reich) mehrere Beiträge von Domenico Conte, der auch den deutschen Lesern durch seine Spengler-Monographie bekannt ist und sich hier vor allem mit der Biographie beschäftigt, sowie zwei ausgesprochen bemerkenswerte Aufsätze von Michel Lhomme über Spengler und Lateinamerika sowie Emmanuel Mattiati über Carl Schmitt als Leser Spenglers.



Das Heft ist wie immer bei *Nouvelle Ecole* aufwendig gestaltet, umfaßt auf mehr als 200 Seiten weitere Essays und eine ausführliche laufende Bibliographie zu Themen, die den Rechtsintellektuellen interessieren können. Die Nummer 59/60 kostet außerhalb des Abonnements 29 €. Bestellungen über den Verlag: Nouvelle Ecole, 242 boulevard Voltaire, F-75011 Paris oder www.revue-elements.com.

Lebenswichtig

Rund 5000mal täglich werden in der deutschsprachigen Google-Suche Begriffe wie »Abtreibung« und »Schwangerschaftsabbruch« eingegeben. Meist dürfte es sich bei den Anfragenden um ungewollt Schwangere auf der Suche nach entsprechenden Informationen handeln. Mitarbeiter einiger miteinander assoziierter Lebensrechtsorganisationen versuchen seit Jahren auf diversen Portalen, Frauen in dieser Konfliktsituation zu helfen. Immer wieder jedoch werden – unter dem Etikett einer vorgeblichen »Neutralität« – derartige Ermutigungen und Hilfsan-

gebote von den Portalbetreibern gelöscht. Um weiterhin Frauen im Schwangerschaftskonflikt unterstützen zu können, hat der Verein Pro femina e.V. nun das Internetforum www.vorabtreibung.net etabliert; ein Angebot von Information und Austausch für Frauen, die sich über alle Fragen rund um das Thema Abtreibung informieren wollen. Pro Femina bietet auch Information und Beratung via E-Post oder am Telefon an. Auf Wunsch wird auch eine geeignete Beratungsstelle in der Nähe, ein guter Frauenarzt oder andere Kontakte vermittelt. All diese Angebote sind kostenfrei und für jede Frau nutzbar – auf Wunsch auch anonym. Die professionelle, liebevolle und lebenswichtige Arbeit von Pro Femina – um Welten von der marktschreierischen Radikalität US-amerikanischer ProLife-Vereine getrennt – wird aus Spenden finanziert. Der Verein ist als gemeinnützig und mildtätig anerkannt und stellt Spendenbescheinigungen aus. Kontakt: Pro Femina e.V., Bergstraße 114, 69121 Heidelberg; Spendenkonto 88 514 00, Sozialbank München, BLZ 700 205 00.

Volker Schlöndorff und Ernst Jünger

Als Tom Cruise 2007 Stauffenberg spielte, merkte Volker Schlöndorff an: »Fest steht, daß wir unsere Bilder, d. h. unser Bild von uns selbst, auch im neuen Jahrtausend noch aus Übersee beziehen. Uns selbst scheint der Lagerkommandant, wenn er von Ralph Fiennes gespielt wird überzeugender als wenn Götz George ihn (...) gibt. (...) Auch wir wollen den Nazi schneidig, eiskalt, formvollendet, keinesfalls mit Bierbauch, wie der deutsche Soldat sich am Hindu-kusch präsentiert. Das Publikum dieser Welt will ihn kriegerisch, und so wollen wir ihn auch. Sehen wir heute mal am Sonntag nachmittags oder zu später Nachtstunde einen deutschen Film aus den fünfziger Jahren, wo Curd Jürgens (...) und viele andere die authentische Tonlage, Haltung und Lässigkeit dieser Leute noch drauf hatten, kommen sie uns unecht vor, theatralisch, wie aus einer anderen Zeit. Die amerikanischen Klischees dagegen sind so synthetisch und zeitlos, daß sie nicht einmal altern. Nun sollten wir dankbar sein, daß man sich auch mal der guten Deutschen annimmt.« Zu welcher Kategorie Ernst Jünger für Schlöndorff (Jahrgang 1939) zählt, wird sich zeigen. Gerade hat der Regisseur in Frankreich mit den Dreharbeiten zu einer arte-Produktion mit dem vorläufigen Titel »Das Meer am Morgen« begonnen. Grundlage sollen die Tagebücher Ernst Jüngers sein. Der Film spielt 1941, und Jünger wird von Ulrich Matthes dargestellt.

Dresdens Tote

Die Unmöglichkeit, öffentlich in Würde der Bombentoten von Dresden zu gedenken, wurde dieses Jahr erneut deutlich. An zwei Februarwochenenden tobte in der sächsischen Landeshauptstadt wieder ein Kampf um das rechte Erinnern. Wer weder mittoben wollte auf Seiten der Radikalisierten noch sich einreihen wollte in den tausendköpfigen »bürgerlichen« Ringelpiez

mit Anfassen, der zugleich ein Bekenntnis »gegen rechts« beinhaltete, dem blieb nur, im Stillen eine Kerze anzuzünden. 2004, und damit nicht zufällig in dem Jahr, als die NPD in den Landtag eingezogen war, war eine Historikerkommission eingesetzt worden, um einen Schlußstrich unter die geschichtspolitische Debatte zu ziehen. Obwohl nach offizieller Bevölkerungsstatistik zwischen 1944 und 1945 nahezu 200 000 Dresdner aus der Stadt »verschunden« waren, hat die Historikerkommission letztlich eine Opferzahl von maximal 25 000 Toten errechnet. Der Publizist Ronald Gläser hat den Abschlußbericht jener Kommission einer kritischen Wertung unterzogen, zusätzlich 29 Augenzeugenberichte aufgenommen und alle maßgeblichen Arbeiten über den Bombenangriff am 13./14. Februar 1945 ausgewertet. Sein Befund weicht deutlich von den Ergebnissen der eingesetzten Wissenschaftler ab. Gläser's Expertise ist erhältlich bei: DIE DEUTSCHEN KONSERVATIVEN; Beethovenstraße 60, 22083 Hamburg, Tel.: 040/2 99 44 01; www.konservative.de.

Initiativkreis Deutschland

Daß eine Lücke klafft im politischen Spektrum, wird seit langem nahezu allseitig konstatiert. Erst recht »nach Sarrazin« sprießen Ansätze zu Gründungen rechtsalternativer Parteien. Solche Unternehmungen werden oft von kaum mehr als einem Dutzend Leute getragen; die Personaldecke erscheint dünn – und oft unerspreiß-

lich. Kaum jemand kann das personelle Potential besser einschätzen als Dr. Alfred Mechtersheimer. Der Politikwissenschaftler, Friedensforscher, frühere Ausbildungsoffizier für Psychologische Verteidigung und Herausgeber des umfassenden *Handbuchs deutsche Wirtschaft* (2005) saß einst für die Grünen im Bundestag; längst trennen ihn Welten von deren Ideologie. Nun hat der 72jährige mit dem »Initiativkreis Deutschland« eine Vorfeldorganisation ins Leben gerufen, die sich intensiv der Personalsuche für eine am »nationalen Interesse« orientierten Partei widmet. Die von Mechtersheimer gegründete freiheitliche Deutschland-Bewegung fungiert seit langem als Sammelbecken für politisch Engagierte, die in den etablierten Parteien keine Heimat finden können. Mechtersheimers Friedenskomitee 2000 gibt zudem einen Presspiegel heraus, der zugleich der Vernetzung dient und über neue Initiativen informiert. Die Auswahl der Beiträge (aus Leitmedien wie entlegeneren Presseorganen) erfolgt »nach Relevanz und nicht nach Akzeptanz«. Zudem hält die Institution eine Vielzahl an Dokumentationen und Argumentationspapieren bereit.

Ein Jahresabonnement der jeden dritten Mittwoch erscheinenden Ausgabe kostet 75 (Nichtverdiener 40 €). Bezug sowie Informationen zum Initiativkreis Deutschland unter: Friedenskomitee 2000, Pf 1308, 82303 Starnberg, Tel.: 08151/41 15 bzw. unter www.deutschland-bewegung.de.

Max Eichenhain

2034 Der Abschied vom Abendland



Hier erfahren Sie in konzentrierter Form was die weltweit besten Wissenschaftler und bedeutende Politiker sagen:

Zur Bevölkerungsentwicklung in Deutschland und Europa. Zur Wirtschaftspolitik, zu den Wirtschaftstheorien, was die Wahrheit und was Interessenpolitik ist.

Zu den wichtigsten Aussagen des Korans und seiner Interpretation durch muslimische Repräsentanten und westliche Wissenschaftler.

Zur Türkei und deren langfristigen Drang nach Europa.

Zur Demokratie in der EU, Deutschland und der Schweiz.

Dieser Roman soll eine Warnung sein wie der Orwells 1984: Wenn sich nichts ändert, werden die Deutschen und die meisten Europäer innerhalb von 100 Jahren unwiderruflich zu Minderheiten, und ihre Siedlungsgebiete werden anderen Völkern mit anderen Kulturen gehören.

Ein Sachbuch, Zukunfts- und Kriminalroman

Die Fakten sind sorgfältig recherchiert und mit 274 Quellennachweisen belegt.

Was zu tun ist, beantwortet dieses konstruktive Buch:

Wie kann der Einbruch der Geburten, die sich seit 1965 halbiert haben, umgekehrt werden?

Was ist gegen die strukturelle Arbeitslosigkeit zu tun?

Wie können wir die Globalisierung nutzen - und zügeln?

Warum darf die Türkei nicht EU-Mitglied werden?

Welche Vorteile hat eine direkte Demokratie?

Leseproben und Bestellung: www.2034-Abschied.de MaxEichenhain@gmx.de

In jedem Buchladen ISBN 978-300-023367-8 330 Seiten 9,80 € einschl. Versand

Intellektuelle sind freundlich zum
Fremden, nicht um des Fremden
willen, sondern weil sie grimmig
sind gegen das Unsere und alles
begrüßen, was es zerstört.

Botho Strauß, *Anschwellender Bocksgesang*